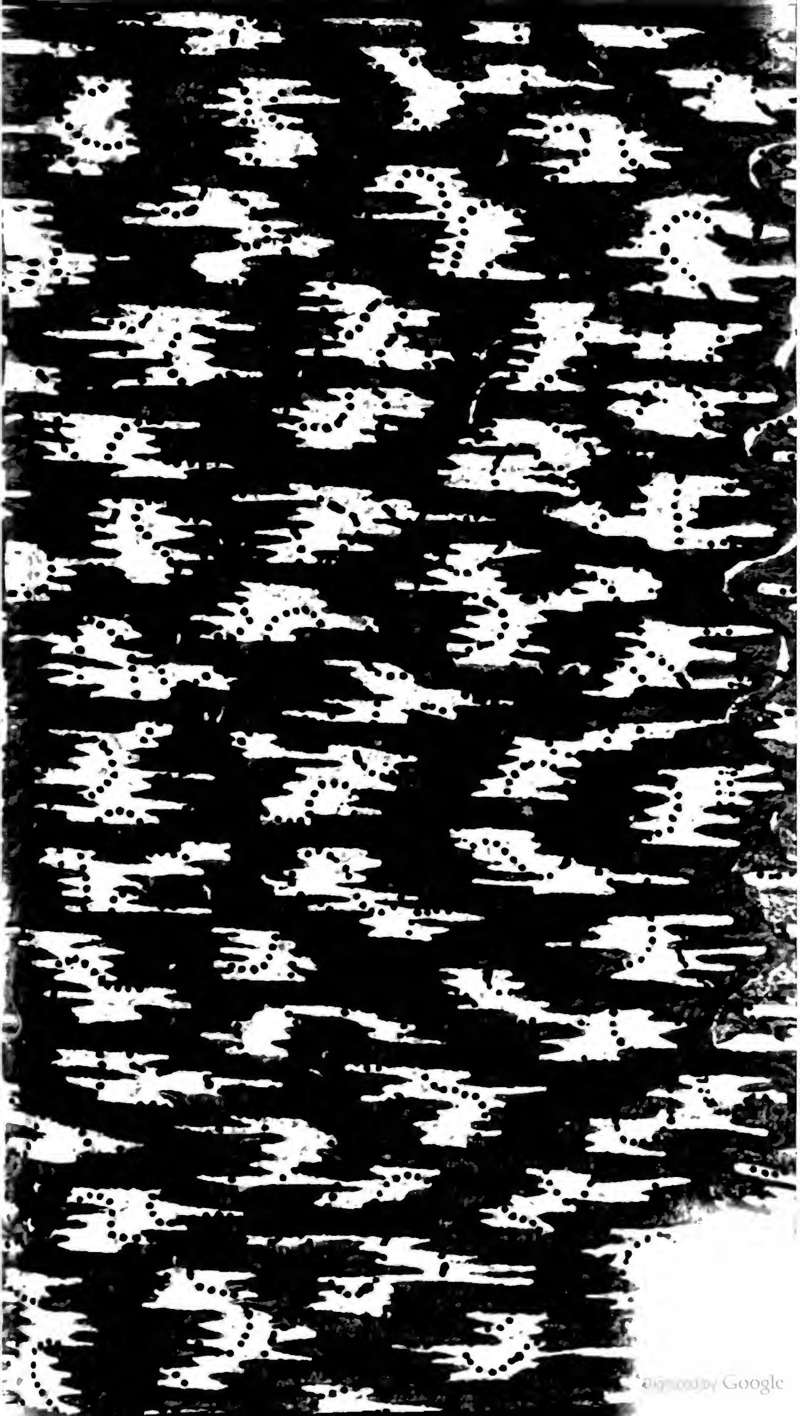
DIE EINSIEDLERINN AUS DEN ALPEN. - ZÜRICH, ...

Marianne Ehrmann







Die
Einsiedlerinn
aus den
Alpen.

von

Marianne Ehrmann.



Zweytes Bändchen.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1793.

Der

Schuzgeist.

Eine italienische Geschichte.

Daß zwischen einer hochgelehrten Pedantinn, die in ihrem Kopfe ein Kaos von unnüzzen Wissenschaften aufgehäuft, und zwischen einem Frauenzimmer, die ihren Verstand mit nüzlichen Kenntnissen ausgeschmükt hat, ein gewaltiger Unterschied sei, das wissen meine Leserinnen, und doch, man denke! doch gibt es noch Leute genug, die ein denkendes ausgebildetes Weib und eine Gelehrte für einerlei halten!

Es ist hier der Ort nicht, den Unterschied zwischen beiden auseinander zu sezzen, oder alles das zu wiederholen, was schon Männer von Gewicht über die Verirrungen der Wei=

der sagten, die sich in das Gebiet der eigentlichen Gelehrsamkeit wagten. Ich will lieber dafür meinen Leserinnen die wahre Geschichte einer solchen Verirrung erzählen.

In dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts, wo es in manchen weiblichen Köpfen noch ziemlich spukte, lebte in Italien die berühmte Matrone Biankini. Sie war wegen ihrer hohen Gelehrsamkeit weit und breit so rühmlich bekannt, daß sie im ganzen Jahre von Niemand sonst besucht wurde, als von reisenden Gelehrten und Halbgelehrten, die nach Handwerksgebrauch auf ihren Weltbürgerreisen bei ihr einsprachen, um sie kennen zu lernen, und ihr den schuldigen Weihrauch darzubringen, oder um ihre Börse zu begrüssen. So wie sich die Leute dieses Schlags einmal den Weg zu ihrem einsamen Landgute gebahnt hatten, erhielt sie der Besuche und der schmarozenden Tafelgäste mehr als genug. Sie mußte es sich aber auch gefallen lassen, wenn es diesen galanten Herren zuweilen beliebte, auf ihren Kredit hin Schulden zu machen,

Geld auf ewige Zinse zu entlehnen, oder ihr ähnliche Geniestreiche zu spielen. Doch um den süssen Preis der Schmeichelei war ihr auch dies Opfer nicht zu kostbar; sie sezte sich mehr als einmal darüber hinweg, und zahlte so oft, als man es zu fordern die Frechheit hatte.

Ausser dem war sie bis zur Uebertreibung geizig; kam es aber, nach ihrem schiefen Begriffe auf Ehre, auf die Erquikkung eines hungrigen Handwerksgenossen, oder auf die Unterstüzzung eines gelehrten Windbeutels an, von dessen dankbarem Posaunenschall sie sich Ruhm und Unsterblichkeit versprach, so reute sie kein Geld! Nur dann blieb sie — doch nur auf eine kurze Zeit, unerbittlich gegen solche Zudringlichkeiten, wenn es einer von jenen litterarischen Zugvögeln wagte, ihrer nicht gar zu rühmlich in dem Geistesprodukte zu gedenken, das er, wie gewöhnlich, zur Brandschazzung eines noch grössern Publikums, am Ende seines Kreuzzugs drukken ließ. Denn nur zu oft geschah es, daß sie vor solchen Reisenden gerade nicht alle ihre schwachen Seiten verbergen konnte, und dies

gab dann manchem schadenfrohen Spötter Stoff genug zu Bemerkungen in die Brieftasche. Wenn nun der guten zutraulichen Matrone wieder eine solche pasquillirende Wanderschaftsgeburt in die Hände gerieth, worinn sie und jeder Nagel in ihrem geheimen Studierzimmer recht nach der Natur gemahlt, und alles hübsch nach Kritikasterart durchgehechelt war, so schien sie über den schändlichen Undanke ihrer heuchlerischen Kollegen (so hieß sie diese Leute bei guter Laune) ganz von Sinnen zu kommen, und im Zorn schwur sie dann hoch und theuer, keinen solchen gelehrten Abentheurer mehr über die Schwelle zu lassen, bis sie ihn mit ihrem Alles durchspähnden Scharfblikke genau geprüft habe.

„ Wie? Einem Weibe wie ich bin, einer „ Gelehrten vom ersten Range, deren Name „ die Ewigkeit überleben wird, so knabenmäßig mitzuspielen? — O Zeiten, o Sitten! — O ihr Geister der Erde, warum „ öffnet ihr den Schoos eurer Mutter nicht, „ um solche Ungeheuer zu verschlingen? „ —

So sprudelte sie ihren Zorn aus, und glaubte sich dann an der ganzen gelehrten Welt

zu rächen, wenn sie den Entschluß faßte, ihre Thüre auf ewig jedem reisenden Gelehrten zu verschliessen. Keiner sollte mehr die geheiligte Schwelle ihres Musentempels betreten, er möchte nun im durchlöcherten Ueberrokke oder im gallonirten Gallakleide kommen.

Aber .... ach, dieser Entschluß war .... der Entschluß eines Weibes! Ein Luftgebäude, das ein Hauch zerstören kann!

Ihre Eitelkeit sehnte sich gar bald wieder nach Weihrauch, nach Verehrern, nach Bewunderern: sie fand niemanden mehr; vor dem sie ihren Wust von Gelehrsamkeit auskramen konnte, und kein Schmarozzer war mehr da, der mit gesättigtem Magen ihr Beifall znikte. Auch mußte ja die Welt die Mittheilung ihrer tiefen Gelehrsamkeit entbehren, mit welcher sie — sie schmeichelte sich's wenigstens — schon so manchem minder gründlichen Gelehrten fortgeholfen hatte.

Kurz, diese Gründe bewogen die Dame Biankini ihr Haus den Gelehrten wieder zu öffnen. —

Ein Zufall führte einst auch einen Abentheurer zu ihr, der die Kunst, Leichtgläubige

zu betrügen in einem hohen Grade besaß. Er gab sich für nichts weniger, als für einen Weisen, für einen Liebhaber der geheimen Wissenschaften, für einen Kabbalisten, für einen Geisterseher aus, und wußte der guten Matrone, in deren Kopf es ohnehin nicht gar richtig war, so mancherlei von seinen höhern Kenntnissen, von seinen geheimen Künsten vorzugaukeln, daß ihr Hören und Sehen vergieng. Da dieser schlaue Betrüger zugleich der feinste Schmeichler, der geschmeidigste Verehrer der grossen Gelehrsamkeit unsrer Matrone, und der verschmizteste Erforscher aller ihrer Schwächen war, so ist es wohl kein Wunder, daß er sie ganz bezauberte. Sie brannte nun vor Begierde, in die Geheimnisse der Natur und der Kabbala eingeweiht zu werden, und da jener Abentheurer sie versicherte, daß er bloß deswegen zu ihr gekommen wäre, weil sie vor Tausenden allein von den Geistern ausersehen sei' ihre Vertraute zu werden, so war sie sogleich bereit alle ihre Wissenschaften bei Seite zu legen, und die gelehrige Schülerinn des weisesten der Weisen zu werden, um sich nur recht bald jenes Glüks theilhaftig zu machen.

So weit gelang es dem Betrüger. Er zechte, schwelgte, verschwendete — die Börse seiner Schülerinn war immer offen für ihn; aber sein eigentlicher Plan, sich ihrer Schäzze zu bemeistern, und mit diesem Stein der Weisen in die Welt hinaus zu fliehen, verunglükte ihm. Ein fataler Besuch sezte ihn der Gefahr aus, entdekt zu werden, und er verschwand. Auf seinem Tische fand die Dame folgendes Billet.

† †
†

„Der Geist Maziel aus der ersten Region „ruft mich ab. Auf den Schwingen seines „ätherischen Körpers muß ich scheiden wie „der Bliz — muß dem Winke höherer We„sen gehorchen, und die Auserkohrne der „Geister verlassen, ohne ihr den Abschieds„kuß der Engel zugehaucht zu haben. Ich „weiß nicht, wohin man mich ruft; aber „mein dienstbarer Geist soll die Priesterinn „der Weisheit umschweben. Verstattet es „der Beruf, dem ich folge, so komm' ich „körperlich wieder; wo nicht, so wird mein

„unsichtbarer Geist der Weisesten ihres Ge-
„schlechts Dank zufächeln, und Aufmunte-
„rung zulispeln, fortzuschreiten auf dem stei-
„len Pfad, der zur Quelle des Lichts führt!"

Theophrastus Sophus.

Er war fort, und kam nicht wieder; man versichert, er sei bald darauf als Falschmünzer zu Florenz gehangen worden. Dame Biankini erfuhr dies Schikfal ihres Meisters in den geheimen Künsten nicht, sie lebte zu abgesondert von der Welt. Sie traurte um ihn, und bemerkte die Lükke nicht, die der Betrüger in ihre Kasse gemacht hatte, sie bemerkte selbst den Verlust mehrerer Kostbarkeiten nicht, die er als Zehrpfennig auf seine Geisterreise mitgenommen hatte; denn nun lebte sie einzig und allein für das Studium der geheimen Wissenschaften; alle andre hatten den Abschied von ihr bekommen; die alten Griechen und Römer, die Philosophen und die Philosophaster aller Zeitalter, die gelehrten Silbenstecher und Klopffechter — einst ihre Lieblinge — vermoderten jezt bei ihr im

Staube. Sie las nur kabbalistische Schriften, die sie nicht verstand; sie kaufte mit grossen Kosten alle Zauber- und Geisterbücher, alle Produkte versengter Köpfe, allen Wust von alten Handschriften, die sich auf geheime Wissenschaften bezogen, zusammen, und ward nun vollends .... zur Närrinn! —

Jedem Narren oder Schurken, der ihr von geheimen Wissenschaften etwas vorzulügen wußte, stand ihr Haus jezt offen. Wenn sie auch andre reisende Gelehrte noch aufnahm, so geschah es nur um ihren kabbalistischen Unsinn vor ihnen paradiren zu lassen. Aber ein vermeinter Kabbalist verdrängte alle Andern.

Ein ekkelhafter, schmuzziger Jude, der mit Sak und Pak, mit Weib und Kindern, wie man sie nicht selten auf der Landstrasse trift, zu ihr kam, war ihr, wenn er nur von der Kabbala sprechen konnte, willkommner, als der würdigste Gelehrte, der sich aus Zufall etwa zu ihr verirrte. Dies Glük wurde ihr zwar nur höchst selten zu theil, denn auch schon in jenen Zeiten war die Zahl der sogenannten Gelehrten, die nicht auf Spekulazion oder auf Kosten der gutwilligen Unterstüzzer

reisten, bei weitem die kleinste. Das arme Weib würde sich in der That manchen Verdruß, manchen schönen Thaler erspart haben, wenn sie statt unnüzzer Wissenschaften Lebensphilosophie und Menschenkenntniß studiert hätte. O dann würde sie gewiß den prahlenden Landstreicher von dem ehrwürdigen Manne leicht zu unterscheiden, und sich vor Betrügern zu hüten gewußt haben. Aber davon verstand sie bei aller ihrer Gelehrsamkeit nicht das mindeste. Sie bewirthete sehr oft den elendesten Wicht, wenn er nur die Kunst zu schmeicheln und zu lügen verstand, und behandelte diesen eben so zutraulich als den soliden Biedermann. Der Unterschied bestand bloß darinn, daß sie in dem geraden, offnen, freimüthigen, ungeheuchelten Umgange eines ehrlichen Mannes, der sie nicht mit Weihrauchdampf erstikte, gar bald lange Weile fand, und dann schnell wieder dem mystischen Unsinn, oder dem galanten Lügenton des ersten den Vorzug gab. Kurz sie war **Weib** im ganzen Umfang dieses Worts!

Sehr gerne möchte ich jezt alle die hochgelehrten, hochstudierten, und hochunsinnigen

Unterredungen, die sie mit solchen Meistern in den geheimen Künsten hielt, meinen Leserinnen wieder erzählen, aber ich fühle, wie sauer es mir dabei wird, da ich kein Wörtchen davon verstehe. Weiter weiß ich wirklich davon nichts zu sagen, als daß unsere gelehrte Matrone nach den handschriftlichen Nachrichten von ihr zu urtheilen, in der Kabbala eine ganze Meisterinn gewesen sein muß. Wenigstens verstand sie die Kunst ganz herrlich ihre Herren Kollegen weidlich zu überschreien. Es war zum Erstaunen, wie eigensinnig, wie so voll Eigendünkel, wie grausam gelehrt sie in vollem Feuer mit ihnen über Dinge disputirte, von denen sie nichts verstand. Ihr Gesicht stand in solchen Momenten immer voll Feuer und Flammen, wurde roth und blau, die grauen Augen rollten fürchterlich, und die Nase, die von dem fleißigen Tabaknehmen verschoben und kohlschwarz war, vollendete die Schönheit ihrer Gesichtsbildung. Mit den Händen pflegte sie in der Hizze immer die Luft zu durchschneiden. Der Herr Kollega durfte es aber nicht so genau nehmen, wenn sie ihm in der begeisterten Zerstreuung ins

Gesicht fuhr, ein paar Zähne in den Hals schlug, oder ihm ins Gesicht räusperte. Dergleichen Ungezogenheiten gehören zur zweiten Natur solcher von hohen Wissenschaften begeisterter Weiber. Wer das Glük haben will, sich ihnen zu nähern, muß all dieses ertragen können, oder wegbleiben. Die respektable Matrone war zwar nicht immer in einer so hizzigen Laune, nur dann geschah so was, wenn sie den Herrn Kollega zu übersehen glaubte, oder wenn sie (nach ihrem eignen bescheidenen Ausdrukke) seinem vernagelten Kopfe etwas begreiflich machen wollte. Ausser dem gab es Stunden, wo sie gerade entgegengesezt, kalt, langweilig, weitschweifend, hochtrabend, voll Sentenzen, in elenlangen Perioden, im schwülstigen Mischmasch, in Deklamationen oder im sentimentalischen Tone sprach. O sie wußte sich ein so wichtiges Beifall forderndes Ansehen zu geben, daß es eine Lust war — nur nicht für jene, die ausser dem Herrn Kollega darüber gähnten.

Doch genug davon! — Meine lieben Leserinnen können sich alle diese schönen Bilder

nach

nach Belieben selbst noch weiter ausmalen, ohne Furcht es zu übertreiben.

Dame Biankini trieb nun ihr Wesen so fort, ohne auch nur auf einen Augenblik zur Vernunft zurükzukehren. Sie studierte die tollsten Hirngeburten, und je mehr sie sich den Kopf damit verwirrte, desto mehr glaubte sie in ihren geheimen Wissenschaften vorwärts zu schreiten. Am liebsten hielt sie gelehrte Zusammenkünften, predigte jedem, der es hören wollte, ihren kabbalistischen Unsinn vor, und nahm wie bisher jeden Abentheurer auf, der sie bei ihrer schwachen Seite zu fassen wußte.

Diese Gastfreiheit, die von ihren Schmeichlern fleißig mißbraucht wurde, würde sie bald in Armuth gestürzt haben, wenn sie ausser dem nicht übertrieben knauserisch gewesen wäre. Sie sparte und geizte für ihre einzige Erbinn Leontine, eine vater- und mutterlose Waise, deren Erziehung ihr überlassen wurde.

Wie diese Erziehung beschaffen war, können meine Leserinnen aus dem bisher erzählten leicht schliessen. Als Leontine noch ganz klein war, so blieb sie der Aufsicht der Mäg-

de überlassen, so wie sie aber heranwuchs, mußte sie oft Tagelang die Vorlesungen, Deklamazionen, und sinnlosen Schwäzzereien ihrer gelehrten Tante anhören. Auch ließ die Matrone oft aus purer Menschenliebe die Gespielinnen der kleinen Leontine, Bedienten und Baurenmädchen in ihren gelehrten Zirkel rufen, um an ihrem hochweisen Unterricht Theil zu nehmen. Diese guten Naturkinder, deren aufkeimender Verstand noch unverdorben war, musten dann zu ihrer grösten Pein das mystische Geschwäz der Alten mit Geduld anhören. Keines durfte sich während dem Kollegium erkühnen, ein lautes Wörtchen zu sprechen. Keines durfte sich rühren, sie musten da sizzen, stumm und steif wie Pagoden, die einzige Bewegung, die ihnen erlaubt wurde, war ... das Beifallnikken. Die guten Mädchen waren freilich an diesen lästigen Zwang nicht gewöhnt, und bissen sich oft im heimlichen Lachen die Lippen wund, wenn ihnen die hochweise Matrone mit dem Zeigefinger auf dem Munde in ihren übermenschlichen Wissenschaften Unterricht gab. Es war auch kein Wunder, daß sie dies tha-

ten; da sie die liebe Natur noch nicht verläugnet hatten. Am schlimmsten unter allen hatte es die arme Leontine; sie mußte in dem pedantischen Kabbalakollegium oft stundenlang aushalten. Um so fleißiger muste sie dies, da sich die gelehrte Matrone zu ihrem eigenen Ruhme vorgenommen hatte, ihr eine recht brilliant gelehrte Erziehung zu geben.

Doch beinahe hätte ich eines hieher gehörigen Umstands zu erwähnen vergessen, es gab damals der gelehrten Weiber noch mehrere in Italien; aber keine besuchte jemals die Dame Biankini; keine stand in gelehrtem Briefwechsel mit ihr, und wenn je eine, weil es der Weg so wollte, an ihrem Landgut vorüber reiste; so bemerkte man jedesmal eine Gesichtsveränderung an der Reisenden, die von einigen erfahrnen Physiognomisten ein verächtliches Naserümpfen, von andern aber eine hämische Mundverzerrung, und noch von Andern eine stolze Augenverdrehung genannt wurde. — Man will auch von Einigen den halblauten Ausdruk: Die eitle Thörinn! Die aufgeblasene Närrin! Die Beifallhascherinn — gehört haben. — Den Grund dieses

Betragens will ich meinen Leserinnen zur Untersuchung überlassen, und nur noch anmerken, daß viele nicht gelehrte, aber sehr kluge Damen, welche die Donna Biankini aus andern Gründen nicht besuchten, die Beobachtung gemacht haben, daß jene Exklamazionen, auch ferne von dem gelehrten Wohnsizze unsrer Dame, dann am häufigsten gehört wurden, wann diese wieder recht viele gelehrte Besuche hatte.

Doch, wir kehren wieder zu unsrer Donna Biankini zurük, um sie noch weiter in ihrem häuslichen Leben zu belauschen.

Daß sie bei ihrer grossen Gelehrsamkeit von weiblichen Arbeiten, Hausgeschäften blutwenig verstand, und bei ihrem vielen gelehrten spekulieren sich um ihr Hauswesen gar zu wenig bekümmerte; dies ist leicht zu schliessen. Dafür besoldete sie mehrere Dienstleute, die das besorgen mußten, und ließ sich nur zuweilen von der kleinen Leontine einen kurzen Raport darüber ablegen. Sie und ihre Gäste mußten sich zwar oft mit angebranntem Gemüsse, und halb gekochtem Fleische begnügen, aber die Kabbala, o diese allerliebste

Wissenschaft hielt sie für alles schadlos. Um ja mit dem gehörigen Tiefsinn in ihre heiligen Geheimnisse eindringen zu können, vergaß sie oft Essen, Trinken, Wirthschaften und Schlaf. Wenn ihre Dienstleute ihr nur den grossen Gefallen erwiesen, und sich täglich einige Stunden lang von ihr vordeklamiren und vordemonstriren liessen, so durften sie in und ausser dem Hause treiben, was ihnen beliebte. Diese Leute verstanden zwar von Allem nicht eine Sylbe, und wenn sie ihnen auch noch so beredt von den Geistern der hohen Regionen, von Gnomen und Sylphen, von den hohen kabbalistischen Geheimnissen, von den Blikken in die Zukunft, von Chiromantie und Nekromantie, von glüklichen und unglüklichen Stunden, von Planeten und Kometen, von dem Einfluß der Sterne, von dem Urstoff der Elemente, und von tausend andern Dingen, die sie selbst nicht verstand, die Ohren taub schrie, so sperrten sie Mund und Nase auf, nikten mit dem Kopfe, als wenn sie alles verständen, und wußten am Ende so wenig davon, als ihre Gebieterinn. Sie aber war nach einer

solchen Ergiessung immer Seelenvergnügt, und glaubte, was recht gutes gestiftet zu haben, da sie nach ihrer Meinung die ungeschikten Leute wieder um einen Schritt weiter aus der Unwissenheit riß.

Nicht minder gelehrt als in ihrem Hauswesen sah es auch in ihrem Studierzimmer aus. Da lag der Staub haufenweis auf den schweren Folianten herum, keine Magd durfte es wagen mit einem Kehrbesen in dies Heiligthum zu dringen. Mäuse und Razzen, Motten, Flöhe, und anderes Ungezieser durften ungehindert ihr Wesen treiben, während Madam vertieft da saß, und sich in Gedanken mit Luft- und Erdgeistern in kabbalistischen Unterredungen vergnügte. Frische Luft durfte bei dem unerträglichen Geruch gar keine ins Zimmer, die Fenster waren zugenagelt, um die zitierten Geister zu zwingen den Weg durch die Rizzen zu nehmen.

Ausser den grossen Folianten mit den tollsten Figuren beladen, lagen noch überall Todtenschädel, Rauchfässer, Wünschelruthen, Zauberstäbe, Pergamentblätter voll seltsamer Zeichen, tausend Sorten Kräuter, ungesäuer-

tes Brod, und dergleichen Dinge herum. Das schönste im ganzen Zimmer war eine Art von Altar mit allegorischen Bildern geziert, welche Engel und Teufel, Menschen und Thiere, Himmel und Hölle u. s. w. vorstellten. Mitten auf diesem Altare stand ein immer dampfendes Rauchfaß, das den übeln Geruch im Zimmer doch etwas milderte, aber die Luft noch mehr verdikte. Oft sah man die Matrone vor diesem Altar auf den Knieen liegen, Gesichter schneiden, heulen und seufzen, und unverständliche Worte brummen. Bei Leib und Leben durfte es dann niemand wagen, sie in dieser kabbalistischen Andacht zu stören.

Auf ihrem Schreibtische lagen immer die neusten Blätter von gelehrten Zeitungen, aus denen sie aber nur das herausklaubte, was sich etwa auf Astrologie, Magie und andere geheimen Wissenschaften bezog. Alles übrige intereßierte sie nicht. Nur an den Zänkereien der Gelehrten fand sie auch noch Geschmak, und jemehr diese einander herumhudelten, und sich gegenseitig prostituirten, desto besser gefiel es ihr, denn sie glaubte, ein Ge=

lehrter könne sich am besten durch sein Geschrei bei dem Publikum in Respekt sezzen. Oft nahm sie an diesen Streitigkeiten den wärmsten Antheil, und meinte die Sache recht gut zu machen, wenn sie dann wie unsinnig und halb rasend in ihrem Zimmer herumsprang, schimpfte, schrie, gestikulierte, und doch nicht wußte, wem sie Recht geben sollte. Wie allerliebst Furienähnlich unsere Matrone dann aussah, läßt sich ohne Mühe errathen.

Wir wollen nun die Schilderung ihres Studierzimmers und ihrer gelehrten Kleidung noch weiter ausmahlen.

Auf einem Schreibtische, welcher ein wahrhaftes Bild des Kaos zeigte, standen und lagen durcheinander ein über und über bekleksters, halb zerbrochener Schreibzeug, ein halbes Duzend schmuzziger Brillen mit erstikten Gläsern, zwei oder drei eingeschrumpfte und zerbissene Federn, ein Stük ungehobeltes Holz statt eines Lineals, eine ganze Menge alter Kalender; Fragmente und zerrissene Blätter von hebräischen, kaldäischen, arabischen, sinesischen, griechischen und andern alten halb

vermoderten Handschriften. Zuweilen fliegende Blätter aus gedrukten Büchern; tausenderlei Zauberinstrumente; Flaschen und Fläschgen mit wunderbaren Essenzen; Schnupftücher und Hauben, Teller, Messer und Gabeln, und dann auch Ueberreste von mehreren frugalen Mahlzeiten, die sie auf ihrem Zimmer zu sich genommen hatte, um sich nicht so lange von ihren Heiligthümern zu entfernen. Alles dies lag in buntem Gemische auf eben dem Tische, an welchem sie gewöhnlich studierte, las oder schrieb, nach dem sie in der Laune war.

Ihre Kleidung bestand aus einem langen schwarzen Rokke, mit weiten Aermeln. Auf dem Kopfe trug sie gewöhnlich einen grünen Lichtschirm, und mitten um den Leib hatte sie eine breite gelbe Binde, mit den zwölf Zeichen des Thierkreises bemalt. So sah sie aus, und ihr fehlte zur Figur eines leibhaften Zauberers nichts mehr, als daß der Bart, den sie hatte, noch einige Zolle länger gewachsen wäre. — Für körperliche Reinigkeit hatte sie nicht Zeit zu sorgen; sie hielt diese, so wie jede Wohlanständigkeit überhaupt für

einen unnöthigen, lästigen Zwang, der sie an der edlern Beschäftigung ihres Geistes hinderte. — O die Thörinn! Bedachte sie denn nicht, daß wer seinen Körper nicht reinlich hält, eben so sorglos für seinen Geist ist? —

So viel indessen zur allgemeinen Karakteristik unserer hochgelehrten Dame Biankini. Kleine karakteristische Nebenzüge, die zum Ganzen gehören, werden wir in der schönen Erziehungsmethode finden, mit der sie ihre Nichte Leontine erzog. Sie gab sich zwar sehr ungern damit ab; denn sie fühlte wohl, daß dies sie an ihren wichtigen Geschäften äusserst hinderte: aber sie hielt es auch für dringende Nothwendigkeit, das kleine naive Mädchen noch zu rechter Zeit von der Natur wegzureissen, um aus ihr eine ihrer würdige Nachfolgerinn auf dem Wege zum hohen Gelehrsamkeitsruhme zu bilden. Leontine war zwar bis jezt schon Zeuge ihres anhaltenden Studierens und aller übrigen Grimassen gewesen, und würde in der Kabbala gewiß schon weiter gekommen seyn, wenn sie ihre jugendliche Flüchtigkeit nicht daran gehindert hätte. Die einsichtsvolle Matrone wähnte

nur, daß sie vor allem andern ihre Flüchtigkeit zu unterdrükken suchen müsse. Das arme Mädchen wurde also ohne Verzug in einen Winkel ihres heiligen Musentempels gebannt! — „Da mag jezt der kleine Wildfang sizzen „bleiben„ (dachte die superkluge Dame) und „durch meinen unerhörten Fleiß im Stu„dieren lernen, wozu edle Weiber eigent„lich geschaffen sind! — Sie mag durch „mein schönes Beispiel sich vorbereiten zu „den hohen Geheimnissen der Kabbala, mehr „braucht sie in dieser Welt nicht zu wissen „um glüklich zu werden„! — So dachte sie, und sezte ihren Erziehungsplan nach diesen Grundsäzzen unerschütterlich fest. Aber die lebhafte Leontine stimmte ganz und gar nicht damit überein. Es wollte ihr in der Verbannung im Winkel durchaus nicht behagen. Sie krippelte, krapelte, zappelte, und winselte oft so arg, daß die Alte sich vor Verdruß in die Lippen biß. Aus welchen herzbrechenden Floskeln ihre darüber ertheilten Strafpredigten dann bestanden, ist leicht zu errathen, da die wilde und schalkhafte Leontine ihr darüber nicht selten ins Gesicht lachte.

Auch hatte die lebhafte Kleine oft während der Predigt so viel mit ihren Bändern und Fingern zu schaffen, daß sie am Ende wohl gar alles überhörte. War das nicht ewig schade? — Noch eine kurze Zeit trug die Matrone Geduld mit dem kleinen Wildfang, so zornig sie auch oft wurde, wenn die ungezogene Schülerinn sie durch ihr unruhiges Betragen am Studieren hinderte. Aber bald war nun diese Geduld zu Ende, und sie behandelte sie jezt strenger als je.

Leontine durfte nun kaum mehr athmen, sie mußte in ihrem Winkel wie eine leblose Maschine Tage lang ausharren. Heimliche Thränen rollten zwar oft genug über ihre Rosenwangen, aber die in ihren geheimen Wissenschaften vertiefte Dame achtete ihrer nicht, und ließ fühllos diese Schmerzensthränen rollen. Nur bisweilen, wenn das arme Mädchen gar zu laut schluchzte, durfte es in den grossen Folianten mit kabbalistischen Figuren blättern. Durch so was glaubte die Alte ihren Zwek am besten zu erreichen, und sie auf die grossen Geheimnisse und Kunst-

werke recht neugierig zu machen. In der That irrte sie sich auch nicht, denn Leontine wußte in kurzer Zeit jede symbolische Figur beym rechten Namen zu nennen. Man denke sich nun die Freude der gelehrten Matrone in ihrer ganzen Fülle über den hoffnungsvollen Zögling in der angebeteten Wissenschaft! Freilich wurde Leontine über der strengen Zucht und dem ewigen Einerlei ein Bißchen verstokt und heimtükkisch, aber die Alte nannte dies Folge des tiefen Nachdenkens, und ließ es dabey bewenden. Um keinen Preis durfte sie sich mehr mit dem Hauswesen abgeben. „Eine solche Beschäftigung zerstreut, und „macht zum Studieren untauglich„! sagte die Matrone ihr oft genug vor, und Leontine folgte ihr gerne. Dem Körper nach war sie wirklich ein sehr schönes Mädchen, auch in ihrer Seele lag guter Urstoff, wenn ihn die Alte nur nicht an der Entwiklung gehindert hätte. Aber es lag in ihrem hochweisen Plane jeden guten Keim zu verkrüppeln, jeden Funken Natur und Naivität zu unterdrükken, so sehr sich auch das gute Mädchen im Anfang dagegen sträubte. Doch so ganz

gelang es der Alten bis jezt nicht sie zur gezierten Puppe zu machen; sie behielt dem gelehrten Schein ungeachtet noch viel Liebenswürdigkeit übrig. Freilich glänzte sie nicht mehr mit jener edeln Natur im Handeln und Sprechen, die so hinreissend Herzen fesselt; nur ihre aufblühende Schönheit ersezte zum Theil diesen Mangel. Uebrigens besaß sie bei ihrem durch Gelehrsamkeit verschrobenen Kopfe noch ein gutes Herz, nur nicht aus Grundsäzzen, blos aus Temperament. Ausser der Kabbala mußte sie auf Befehl der Alten in Nebenstunden noch andere ihr eben so unnüzze Wissenschaften studieren; aber um alles in der Welt sich doch ja keiner zweckmäßigen weiblichen Bildung widmen, raunte die Lehrerin ihr täglich in die Ohren. „Wozu brauchst du die „Pflichten der Gattin und Mutter zu kennen, da du dich ohnehin nie mit einem „irrdischen Manne verbinden darfst? Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, Kenntnisse der übernatürlichen Dinge bedarfst du, und sonst „weiter nichts„! — So lauteten fast täglich die Orakelsprüche der Matrone gegen ihre Schülerinn, die weder Menschen noch Welt,

weder Sitten noch Wohlstand kannte. Alles dies kömmt von selbst schon, meinte die Alte, wenn Leontine sie um so was befragte. — Mache nur alles mir nach, du liebe Eingeweihte! rief sie ihr immer mit einem Lächeln zu, das an Grimasse gränzte. Sogar der Religionsunterricht, den sie genoß, bezog sich auf die Kabbala, und machte sie recht bald zu einem karakterlosen Mittelding zwischen Jüdinn und Kristinn.

Die Matrone hatte ihr durch die Kabbala einen lieblichen Schuzgeist ausgerechnet, nach dessen Erscheinung sich das gute Mädchen bereits gar mächtig zu sehnen begann. Sie befand sich jezt wirklich schon in den Jahren, wo ihr Herz einen Vertrauten wünschte; doch war es ihr der Unschuld gemäß ganz einerlei, ob er vom Himmel oder von der Erde komme. Erst dann, als die Alte ihre Einbildungskraft genug in Feuer und Flammen gesezt hatte, wünschte sie sich einen überirrdischen Jüngling an ihren Busen. Seine Ankunft zu befördern war nun ihre einzige Sorge; kurz sie bequemte sich so ganz nach

der Vorschrift der Alten, und wurde eine so fleißige Schülerinn in den geheimen Wissenschaften, daß ihr oft aus Vergnügen über die Kabbala die hellen Wonnethränen über die Wangen herabträufelten. Nun hatte die Alte gewonnen Spiel: Leontinens verdorbene Einbildungskraft half ihr mit leichter Mühe einen Zwek erreichen, den sie sich bei ihrer Erziehung zum Ziele gesezt hatte. Ihr Jubel überstieg jeden Ausdruk, alles lebte und webte an ihrem steifen Körper vor Freude. Sie wakelte und watschelte, räusperte und hustete, kreischte und schnatterte, schnalzte mit den Fingern und geiferte mit dem Munde, im Ausbruch der Freude so sehr, daß der Mahler mit wenig Mühe die meisterhafteste Karikatur würde verfertigt haben, wenn er sie in diesem Moment gezeichnet hätte. Als der erste Taumel ihres Entzükkens sich ein wenig gelegt hatte, wurde die junge Schülerinn förmlich in alle Geheimnisse der Kabbala eingeweiht, und nichts geschah mehr in dem Studierzimmer der Alten, das sie nicht wissen durfte. Ich übergehe die mysteriösen

Zer=

Zeremonien, die dabei vorgiengen; sie hatten viel Aehnlichkeit mit manchen Charlataneríen unsers Zeitalters, wenn Narren und Schwärmer dem Tollhaus entlaufen, und unter den Leichtgläubigen ihr Wesen treiben, wie z. B. die vielen Wahrsagerinnen bei dem weiblichen Geschlecht, oder die Andächtler bei den Schwachköpfigen. Genug die zwei Schwärmerinnen schlossen sich sehr oft Täge und Nächte hindurch in ihren geheimnißvollen Tempel ein, und keine Seele wußte was sie da unter tausend Grimassen für abergläubisches Wesen trieben? Leontine wurde mit ihrer erhizten jugendlichen Fantasie gar bald Meisterinn in der Kunst . . . . sich selbst zu täuschen! Schon so gut als ihre schwindsüchtige Tante konnte sie mit Beschwörungen, Räuchern und allen magischen Thorheiten umgehen. Beide aber lebten jezt mehr als je in der süssen Hoffnung, daß der schon so lange citirte Schuzgeist sie endlich doch auch einmal erhören werde, so bald sie nur standhaft ausharrten. An Standhaftigkeit fehlte es ihnen auch ganz und gar nicht; aber an Ge-

duld ihn zu erwarten, so englisch schön stand sein Bild in ihrer Seele eingeprägt. Bei Leontine war dieses wohl zu vermuthen, aber wie sich das stumpfe Herz der alten Pedantin noch auf so was freuen konnte? Hm, die Dame Biankini war nach ihrem eigenen Zeugniß zehen Jahre hinter einander nie älter gewesen, als 45. Jahre, und so war ihr dieser Wunsch wohl auch noch erlaubt, um so mehr da sie sich auf ein reines überirrdisches Wesen freute. Genug, um diesen Preis entzogen sich die gelehrten Damen freiwillig der menschlichen Gesellschaft, und hungerten in ihrem kabbalistischen Kerker nicht selten so lange, daß sie sich der Gefahr aussezten, in ihrer Schwärmerei zu verschmachten, und nur dann, wann eine längere Enthaltsamkeit nicht mehr möglich war, öffneten sie Hand in Hand die Thüre, und verlangten Speiß und Trank. Durch diese grossen Opfer glaubten sie den Schuzgeist doch endlich einmal zu erweichen, aber wie sehr irrten sich die guten Damen, der Hartherzige war noch immer unerbittlich! —

Die Alte wurde sogar unterdessen vom To-

de überrascht, und mußte mit unbefriedigtem Wunsche ihren geliebten Schuzgeist jenseits aufsuchen. Friede sei mit ihrer Asche, sie war kein böses, aber ein unerträgliches Weib! Für Leontine war der frühe Verlust ihrer Lehrerinn und Genoßinn der magischen Gaukeleien äusserst empfindlich. Auch wußte sich die junge Schwärmerinn ausser dem in gar keine weltliche Geschäfte zu finden, es fehlte ihr überall an Klugheit und Uebung. Die Tante hatte es doch wenigstens verstanden mit ihren Kapitalien zu wuchern, aber Leontine verstand von all' dem gar nicht das Mindeste. Das gelehrte Mädchen wußte als einzige Erbinn der reichen Dame Biankini, von ihrem Vermögenszustande weniger als nichts. Ein alter pedantischer Advokat wurde ihr Beistand, mit dem sie sich sehr bald abwarf, da er sie, und sie ihn nicht verstand. Leontine plauderte, wenn die Rede von Geschäften sein sollte, immer von ihrem Schuzgeist, und er von seiner grossen und berühmten Praxis. Sie zankten sich nicht selten meisterhaft herum, und der alte Brummer rannte endlich so oft in vollen Zorne von ihr

ihr weg, bis sie ihm das Haus verbieten ließ.

Nun wetteiferten alle, das gute, aber so unkluge, unerfahrne Mädchen, wo sie nur konnten, zu betrügen, da ihre Unwissenheit in Allem, was zum bürgerlichen Leben gehört, bald weltkundig ward. Sie kümmerte sich aber hierüber nicht im geringsten, und verschloß sich wie bisher Täge und Nächte hindurch in ihr Zimmer, um da dem Lieblingsstudium, nach dem grossen Beispiele ihrer Vorgängerinn unverdrossen nachzuhängen. Nur höchst selten gab sich die junge Schwärmerinn mit irrdischen Wesen ab, und da wo sie sich mit ihnen abgeben mußte, geschah es voll höhnischer Kälte. Dies zog ihr dann von allen Seiten jenen Spott, und jene beissende Verachtung zu, die immer das Loos gelehrter Weiber werden. Von ihrem Geschlecht wurde sie geflohen, und von den meisten Männern verhöhnt. Rezensenten, Journalisten, Zeitungsschreiber, Annalisten, und Broschürenschreiber — alle kühlten ihr immer bereitwilliges Müttchen an ihr. Ihr Ruf tönte von Nord bis West, aber freilich nicht

gar rühmlich. Alle versuchten ihren Wiz an ihr; doch ohne sich zu nennen. So was war auch damals schon Mode, man theilte einander hinter dem Vorhange Ohrfeigen aus, und lachte sich dann recht schadenfroh ins Fäustchen, wenn sie gut trafen. Man hielt es noch überdies eben so wenig als jezt für Sünde, wenn die Ohrfeigen oft einem ehrlichen Manne das Brod aus dem Munde schlugen; so was wurde auf Kosten der schriftstellerischen Freiheit getrieben. Bei Leontine war dies zwar der Fall nicht, sie lebte nicht von der Schriftstellerei, aber doch gab das Geschrei in öffentlichen Blättern ihrem guten Ruf einen heftigen Stoß, und schrekte viele Freier zurük. Sogar die Frauenzimmer flohen sie, um ja nicht mit ihr in den Verdacht der Gelehrsamkeit zu gerathen. Manche trieben den bittersten Spott mit ihr, Andere verschwazten sie in Gesellschaften nach löblichem Handwerksgebrauch aufs ärgste; kurz sie ward der Gegenstand des allgemeinen Hohns. Ihrer Schönheit sogar ließ der weibliche Neid nicht die geringste Gerechtigkeit widerfahren. Von ihrem Herzen wollte ohnehin Niemand

etwas Gutes wissen, wenn es schon gar nicht bös war. Genug man hielt sie weit und breit für die gröste Närrin im Lande.

Marianne Ehrmann.

(Die Fortsezzung nächstens)

Ueber die
Erziehung der Fürstentöchter.

Fünfter Brief.

Ehe ich Ihnen, liebe Freundinn, meine Gedanken über die einer Fürstinn nöthigen Kenntnisse mittheile, erlauben Sie mir noch eine Wahrheit zu wiederholen, von der ich zwar schon im vorigen Briefe sprach, die ich Ihren aber nie genug einschärfen zu können glaube.

Sie besteht darinn, daß nie eine Arbeit besser ausgeführt wird, als wenn man gleich Anfangs ihren Zwek bestimmt, und sich das Ziel vestsezt, welches man zu erreichen sucht. — Glauben Sie mir, meine Liebe, dies ist die Seele aller Unternehmungen, und jede Sache gelingt besser, und mit weniger Mühe,

wenn man so handelt; da umgekehrt der Erfolg ungewiß bleibt, und oft alle Anstrengung vergeblich macht.

Welches wäre denn nun der Zwek, nach welchem man bei der Erziehung einer Fürstentochter ringen soll? Unstreitig besteht er noch immer darinn, daß man das Kind so zu erziehen suche, daß es die Pflichten seiner künftigen Bestimmung ganz zu erfüllen fähig wird. Dieser Zwek ist zwar bei jeder Erziehung der nämliche, doch muß man ihn vorzüglich bei denjenigen zu erreichen suchen, welche durch die Geburt zum Herrschen bestimmt werden.

So wie ihr Stand sie über viele erhebt, so muß auch die Erziehung sorgfältiger, und ganz ihrem grossen Berufe angemessen seyn, um das Glük der Menschen durch ihre Klugheit und Tugend zu befördern. Jede Wissenschaft also, die den Menschen zum Gegenstand hat, jede Kenntniß und Kunst, welche uns Mittel zeigt, ihn zu veredeln, oder seinen Zustand zu verbessern, muß die vorzüglichste Beschäftigung der Fürsten sein.

Wählen Sie also für Ihre Fürstin jene Wissenschaften, welche dies bezwekken können, und lassen Sie ihr diese durch gute Lehrer, nach einem vestgesezten Plane lehren. — Meine Gedanken hierüber will ich Ihnen kurz sagen, vielleicht aber wenn Sie es verlangen, ein andermal ausführlicher mittheilen.

In den ersten sieben oder acht Jahren der Kinder, muß der Unterricht nach der schnellen oder langsamen Entwikkelung ihres Verstandes, in den ersten Anfangsgründen der Religion in kleinen Erzählungen bestehen, die lehrreich, angenehm, und faßlich geschrieben sind, und deren Innhalt durch Kupferstiche welche sich auf sie beziehen, sich dem Verstande tiefer eindrükt. Auch in Abbildung von Pflanzen und Thieren, deren Namen sie sich merken müssen; welches ihnen nicht schwer werden wird, da sie sich sehr oft damit beschäftigen. Dieser Zeitvertreib ist eben so angenehm als nüzlich, gibt ihnen frühe schon einige Begriffe von der Naturgeschichte, und erwekt zugleich die Lust, lesen zu lernen, wozu dieser Zeitraum angewandt werden muß, und zwar wo möglich in zweien Sprachen,

in ihrer Muttersprache, und in einer fremden. Geben Sie aber hiebei genau acht, daß der Ton ihrer Stimme gut, und ihre Aussprache richtig ist. *) Beide bleiben, wenn sie in diesen Jahren vernachläßiget werden, oft durch das ganze Leben mangelhaft. — Einige gut gewählte Verse, wären zur Uebung des Lautlesens vortreflich. Lassen Sie sich täglich von Ihrem Zögling welche laut vorlesen **) Die

*) Das ist nun freilich eine Hauptsache! Da wo Ton und Akzent richtig sind, ist auch das Gefühl richtig. Wenn man übrigens die Kunst versteht, die Kinder beim Lesen durch Fragen zum Denken anzuhalten, so geben sich die richtigen Töne und der rechte Akzent beinahe von selbst.

M. A. E.

**) Hierinn bin ich mit der Verf. nicht einverstanden, da Verse am allerschwersten gut vorzulesen sind, und bei den noch zu schwachen Geisteskräften eines Kinds der erste Anlaß zur schiefen Aussprache und disharmonischen Tönen geben könnten. Eine gute fliessende, in gedrängter Sprache geschriebene Prosa, wird gewiß bessere Dienste leisten, und den Fähigkeiten eines Kindes angemessen seyn!

M. A. E.

Erlernung der Geschichte erfordert zu viel reife Vernunft, es wäre also verlorne Mühe das junge Gedächtniß mit Namen und Begebenheiten zu überladen, die es nicht begreifen kann *) so gar schädlich wäre es, weil sich die Kinder dadurch mit mancher Schandthat der Menschen bekannt machten, und da sie ihr Verstand noch nicht richtig zu beurtheilen weiß, auf ihre Herzen leicht einen gefährlichen Eindruk machen könnten.

Die Kinder können in diesem Alter durch sich selbst nichts zu ihrer Bildung beitragen, sie sind daher der Vorsorge ihrer Erzieher überlassen, die sie verdoppeln und genau acht geben müssen, daß sie beständig nur von guten und edeln Gegenständen umgeben werden, und daß sie von jeder Sache richtige Begriffe bekommen. Gerade wie ihr schwacher Körper so leicht allen Krankheiten und Gebrechen ausgesezt ist, eben so ist auch ihre Seele jedes

*) Doch könnten sie durch Erzählungen schöner Handlungen und grosser Züge aus der Lebensgeschichte edler Menschen zu ihrer Erlernung vorbereitet werden.

A. d. Verf.

Eindruks empfänglicher, sowohl vom Guten als vom Bösen. Es ist nicht genug zu wiederholen, daß man blos das eine gute Erziehung heissen kan, wodurch alle physischen und moralischen Eigenschaften des Menschen zu dem Grade von Vollkommenheit entwikkelt und ausgebildet werden, dessen er nach seiner natürlichen Anlage fähig ist. Wenige Erzieher sezzen sich dieses Ziel, und daher werden viele Menschen auch das nicht, was sie seyn könnten und sollten.

Die zweite Periode der Erziehung beginnt mit dem achten und dauert bis ins dreizehnte Jahr.

Zwar bleibt auch hier noch die Sorge übrig, die junge Seele des Kindes vor schädlichen Eindrükken zu hüten, doch kann man dabei schon nach und nach anfangen, seinen Meinungen eine bestimmtere Richtung zu geben, und ihm gründliche Kenntnisse beizubringen. Beides muß man nicht übertreiben, sondern bloß Schritt für Schritt der Natur folgen. Die durch die schnelle Entwiklung des Körpers erregte Munterkeit, Neugierde, und lebhafte Einbildungskraft, darf — nicht durch zu starke

Anstrengung und zu vieles Stillesizzen erstikt werden, sondern der ganze Unterricht muß dem Kinde so ertheilt werden, daß indem sich sein Geist bildet, seine Sinnen zugleich angenehm beschäftiget werden.

Der für dieses Alter zuträglichste Unterricht, und der auch zugleich das Kind auf den künftigen vorbereitet ist, also wie ich glaube dieser: Erstens: Ihnen einige Kenntnisse der Künste und Handwerke und zwar durch eigenen Anblik zu verschaffen. Nur durch die Sinnen erhalten wir klare und bestimmte Begriffe, und das Kind wird dann nicht nöthig haben, stille zu sizzen, noch an vestgesezte Stunden gebunden zu seyn. — Führen Sie also Ihren Zögling aufs Land. Zeigen Sie ihm den Landmann, lassen sie ihn sehen wie dieser seinen Akker pflügt, sein Korn säet, seinen Haber schneidet, u. s. w. Lassen Sie ihn der jungen Fürstin erzählen, wie er sein Vieh besorgt, wie er Butter und Käse verfertiget. Besuchen Sie mit ihr den Handwerker bei seiner Arbeit, sie mag seine Werkzeuge, die Art ihn zu gebrauchen überblikken, und von ihm selbst hören, wo dieses sich hinschikt und jenes zu

seiner Arbeit nöthige herkömmt? — Kenntnisse von diesem allem zu haben, ist für Regenten nicht allein nothwendig, sondern wenn sie auf diese Weise den fürstlichen Kindern gelehrt werden, so haben sie auch dabei den Vortheil, daß sie mit Menschen aus allen Ständen sprechen lernen, welches für Fürsten sehr wichtig ist und was sie nur selten erlangen können, wenn man sich nicht bemüht, sie von der ersten Jugend an dazu zu gewöhnen. *).

In den Anfangsgründen der Meß- und Rechenkunst und Mechanik, darf sie jezt auch

*) Hier stimme ich von ganzem Herzen mit der Verf. überein! Eine Erzieherin kann dabei die trefflichsten Bemerkungen anbringen, und bei der jungen Fürstin jenen edeln Anstand mit herzlicher Herablassung verknüpft, der eine Fürstin so verehrungswürdig macht, in volle Ausübung bringen. Sie kann ihre Zöglingin unter den Menschen aus jedem Stande, am besten zur Denkerin zur Menschenfreundin und Menschenkennerin bilden. Denn die Fürstin, die bloß in Klöstern die Kirchentafeln, oder im Kabinette ihre Bilder besehen hat, taugt wohl zur Nonne, aber nicht zur Fürstin.
M. A. E.

schon einigen Unterricht bekommen. Diese Kenntnisse werden ihr Urtheil bilden um richtiger über das zu entscheiden, was ihr von neuen Erfindungen, schönen Künsten, und tausend andern nüzlichen Dingen vorgelegt wird.

Denken Sie ja nicht, daß diese Wissenschaften zu schwer für die Fassungskraft eines zwölfjährigen Kindes sind. Ich berufe mich auf die richtige Bemerkung eines berühmten Schriftstellers *) welcher sagt, daß die **Meßkunst** die uns klare Begeiffe von Ausdehnung der Körper, Winkeln und Linien gibt, für Kinder lange nicht so schwer zu begreifen sei, als die abstrakten Ideen des Konjugirens und Deklinirens.

Auch theilen Sie Ihren Zöglingen einige Kenntnisse von den schönen Künsten mit; suchen Sie ihn aber auch zugleich zu beweisen, daß diese ihr nie einen wirklichen Nuzzen gewähren können, daß sie blos dazu dienen um Vergnügungen zu machen und müßige Stunden auszufüllen. Selbst dann, wenn sie bis zur Vollkommenheit erlernt sind, wird

*) Herr Chalotais, vormaliger Generalprokurator am Parlement von Bretagne.

die junge Fürstin durch sie doch nicht im mindesten fähiger, das Glük der Menschen zu befördern, oder zur Erfüllung ihres Berufs geschikter. Wahre Achtung und Verehrung darf sie also dieser kleinen Talente wegen von Niemanden erwarten. *)

Verzeihen Sie mir diese Anmerkung, ich ward durch die Betrachtung dazu verleitet, daß leider nur zu oft die Höflinge ihre Fürstin in dem Wahn unterhalten, als ob die Talente zum Vergnügen einen wirklichen grossen Werth hätten, sie gar für unentbehrliche und zwekmäßige Vorzüge ausposaunen, welches dann die traurigen Folgen hat, daß Regenten darüber so leicht ihre Pflichten vergessen, und das wirklich wahre Verdienst verkennen!

Fügen Sie in diesem Zeitraume auch noch die Anfangsgründe fremder Sprachen bei; so daß sie jezt viere lernen muß. Diese zu sprechen und zu schreiben ist für jede Fürstin hin-

*) Haben aber die schönen Künste nicht auch eine starke wohlthätige Wirkung auf das menschliche Herz? —

M. A. E.

länglich. Ich mag ihre Wahl eigentlich nicht bestimmen; und will sie blos den Absichten eines jeden Hofs überlassen, aber die italienische, englische und französische werden doch in unsern Zeiten zu einer guten Erziehung erfordert.

In der deutschen Sprache sind, ich muß es gestehen? viele vorzügliche und für Fürsten besonders nüzliche Schriften geschrieben, doch wage ich es nicht, sie zum Unterrichte vorzuschlagen. — *) Welche von diesen Sprachen aber auch die junge Fürstin wählen mag, so sehen Sie ja genau darauf, daß sie sich in jeder richtig ausdrükke, und sie gut schreiben lernt. — —

---

*) Man sieht hieraus, daß diese Briefe nicht für deutsche Fürstentöchter geschrieben sind, denn diese werden gewiß ihre Muttersprache allen andern vorziehen, und sich besonders bemühen, rein und gut zu schreiben und zu sprechen!

A. D. Ueb.

Dies mag für die Verf. zu einiger Entschuldigung dienen; aber wundern muß man sich doch, wie eine geborne deutsche Dame von ihrer Muttersprache so kalt sprechen kann!

M. A. E.

(Der Beschluß nächstens.)

Prolog
auf das Namensfest der Frau Herzogin Franziska von Wirtemberg.

(Dieser im Jahr 1786. von Professor la Motte verfaßte Prolog erscheint hier zum erstenmal im Druk.)

Mehrere Schauspieler und Schauspielerinnen sind versammelt.

Ein Schauspieler zu den Schauspielern.
Wer, Freunde, hält von uns heut den Prolog?

Eine Schauspielerin.
Wenn mich gerechte Hoffnung nicht betrog,
So halt' ich ihn; Sie sind doch sehr galant,
Uns diese Ehre zu entziehn;
Wir bitten, sich nicht zu bemühn;
Mich dünkt, wir hätten noch ein nähres Recht.

Schauspieler.
Das ich nicht wüßte. Etwa Ihr Geschlecht?

Schauspielerin.

Warum nicht? Es ist heut der Fürstin Fest,
Und uns gebührt die Ehre dieses Tags.
Freut unser ganz Geschlecht nicht Ihrer sich?
Sie, Sie ist unser Ruhm, Sie unser größter
Schmuk;
Mit ihrem Namen beugen wir den Stolz
Der Männer . . . .

Schauspieler.

Und wir der Frauen. Ihr gehört
Der höchste Rang im schöneren Geschlecht,
Von welchem Sie nicht einen Mangel hat,
Von allen Mängeln, die man ihm zuschreibt.

Schauspielerin.

Von allen Mängeln? Pfui! wie reden Sie?
Die Chapeaux sind bald nimmer auszustehn.
Sind etwa sie vollkommener, als wir?
Sind ihre Seelen einer höhern Art?
Man sagt die Seelen haben kein Geschlecht.

Schauspieler.

So ists. Allein wo bleibt alsdann Ihr Recht
Auf diesen Tag?

(Thalia, einen Epheukranz auf dem Haupte, in der Hand ein Maske, Halbstiefeln tragend, steigt von dem Olympe auf einem Luftwagen herab. Die Schauspieler und Schauspielerinnen fallen vor der Muse nieder.)

Thalia.

Verwegne, haltet ein,
Durch Zwist den grossen Festtag zu entweihn;
Ehrt man Franziska durch mißgünstigen Streit,
Sie, die Schuzgöttin sanfter Einigkeit,
In deren grossem Herzen Friede nur
Und heisse Menschenliebe wohnt?
Ihr zankt, wer heut Franziska preisen darf?
Welch eitler Wahn hat euren Sinn bethört?
Wen nicht die Musen alle, wen Apoll
Nicht selbst begeistert, preißt nie würdig Sie;
Doch daß ihr eure Schwäche fühlen lernt,
Und wie zu groß für euer Leid Sie sey,
So wagt bis zu Franziska euch hinauf,
Und stammelt was euch Wahrheit reden heißt!

Schauspieler.

Von ihr beseelt, wag ichs, Franziskens Lob
zu lallen,
Das nur im Musenchor erhaben klingt;
Es wird, so wenig es auch mir gelingt
In Stuttgarts Herzen stärker wiederhallen.
Ein kühner Dichter mag als Fürstin Sie er-
heben;
Er zeige uns Semiramis in Ihr,

Und lasse Hohenheims Revier
In Dichterdunst wie Babels Gärten schweben.

Die Heldinn Asiens bezwang die Welt durch
Heere;
Palläste sollten sie verewigen;
Franziska siegt durch Tugenden
Und baut in unsern Herzen sich Altäre.

Von Angst beflügelt kam zur Königin ein Bote,
Sagt daß ein Aufstand Babylon verwirrt,
Semiramis eilt, halb frisirt,
Und stillt den Aufruhr der die Stadt bedrohte.

Dies ist Franziskens Bild. Sie opfert nicht
den Moden
Die goldne Zeit, verachtet Frankreichs Tand;
Die Einfachheit an ihrer Hand
Kehrt nun auf Vaterländschen Boden.

O Schönen unsrer Stadt, laßt euch ihr Bei-
spiel rühren;
Dann folgen, die das Land erzogen hat;
Ihr selbst gewinnt; denn Flitterstaat
Kann wahren Reiz nicht schmüken, nur ent-
zieren.

Die Fürstinn Wirtembergs benüzt froh jede
Stunde,
Bald späht in Büchern Sie nach der Natur;
Folgt bald im Felde ihrer Spur;
Bald lernt Sie Weisheit aus des Fürsten Munde.

Sie eilt in der Natur drei gränzenlosen Reichen
Rastlos den Buffons und Linnäen nach;
Selbst mancher Kenner ist zu schwach,
Auf ihrer weiten Bahn Sie zu erreichen.

Ihr Herze voll Gefühl reißt Sie zur Sittenlehre;
Die Fürstinn, Gellert in der Hand durchzieht
Der Tugend himmlisches Gebiet
Und findet sich in ihrer eignen Sphäre.

Die Saat in Hohenheims bezauberten Gefilden
Ist nie zu schönern Früchten aufgeblüht,
Als Tugendsaaten im Gemüth
Franziskens sich zu edlen Werken bilden.

Von edler Mäßigung zeugt ihrer Thaten jede;
Es ist sehr schwer, das Unglük auszustehn;
Noch schwerer sich im Glük nicht blehn,
Und gleich sich seyn, man handle oder rede.

Dank sey es Vater Karln, daß er sie uns
gegeben!
Sie selber sei dafür sein schönster Lohn,
Versüsse ihm den lästgen Thron!
Lang soll uns Karl, lang soll Franziska leben!

Schauspielerin.

Orkane, flieht zurük in Aeols Felsenklüfte,
Verscheucht von dem Geschüz der frohen Legion;
Es schall' am heilgen Tag weit durch die regen Lüfte
Nur unsrer Freude Jubelton.

Führ mich, o Phantasie, auf deinen kühnen Flügeln
Zu meiner Fürstin Siz, der Weisheit Heiligthum.
Wo bin ich? Wandl' ich schon auf den beblümten Hügeln
Von Hohenheims Elysium.

Laßt, schlanke Pappeln, laßt die Wipfel minder rauschen,
Schleich in dem Pflasterbett leis murmelnd, klarer Bach
Zum Felsenhang; ich will Franziska hier belauschen,
Und folge ihrem Schatten nach.

Dort geht sie, ungeschmükt, auf ihren Thron nicht eitel
Glänzt sie in keinem Gold, dekt sich mit Seide nicht?
Ihr Hauptschmuk ist der Kranz, den gern um ihre Scheitel
Die Tugend ihrer Freundin flicht.

Am glatten See rührt sie ein Glökchen; seinem Schalle
Folgt jeder Fisch, als wenn sie Amphitrite wär';
Bewohner dieses Teichs, ihr irrt in Ihr, doch alle
Erscheinen plätschernd um Sie her.

Sie nährt sie. So pflegt sich Franziska zu zerstreuen,
So von dem freien Joch der Musen auszuruhn;
Was Sie umgibt und lebt, darf ihrer Huld sich freuen
Ihr Zeitvertreib ist Gutes thun.

Ein Gärtner stößt Ihr auf; gleich spricht der Frauen Beßte
Sanftlächelnd Muth ihm ein; er wird der Arbeit froh;
Den guten Mann erquikt der leichteste der Weste
Am schwülen Sommertag nicht so!

Sie geht in Ihr Gemach: Sie schreibt, das
Aug voll Zähren,
„ O würd'ge Wittwe, ich bedaure Ihre Noth;
„ Wie sollt ich Ihnen nicht gern Linderung
gewähren?
„ Zu diesem Zwek erhob mich Gott.

„ Hier sind zehn Karolins, und jährlich geb'
ich Ihnen
„ Gleich viel: o! nehmen Sie's gern von
Franziska an.
„ Doch schweigen Sie, mich freuts unendlich
mehr zu dienen
„ Wenn ich im Stillen dienen kann."

Sie nimmt ein reines Blatt: „ Ich ehre
die Geschenke
„ Des Landes; aber dort ist eine Stadt ver-
brannt;
„ Rechtschaffne darben hier; bei diesen ist,
ich denke,
„ Sein Geld weit besser angewandt."

Zwei Dinge sind es blos die Sie am Thron
erquiken,
Der Hoheit Schimmer nicht, nicht leere Pracht;

Es ist Karl selber, und die Macht,
Die er ihr leiht, die Menschen zu beglüken!

Wie eilt sie weg! Und Lust beflügelt ihre
Schritte;
Ihr Blik erheitert sich; welch Glüke lacht ihr zu?
Warum naht sie mit leisem Tritte
Hier diesem Wohnsiz stiller Ruh?

Ich blikke neben Ihr hier durch des Zimmers
Rizze;
Karl sizt voll Tiefsinns da; welch' ernste
Majestät!
Wie in der langen Arbeit Hizze
Der Schweiß auf seiner Stirne steht!

Er wiegt des Landes Wohl, legt lächelnd die
Entwürfe
Des Unsinn träumenden Politikasters weg,
Sieht daß der Arme Schuz, die Wittwe Recht
bedürfe,
Und, o! sein ganzes Herz wird reg.

Franziska stört Ihn nicht; sie bricht die klar-
ste Traube,
Legt sie zur Ananas und zur Melone hin,

Für Karln ein Abendbrod, und wartet in der Laube
Mit froher Ungeduld auf Ihn.

Hier laß ich Sie. Sie sey, o Götter euch empfohlen;
Führt über Rosen nur Franziskens langen Lauf;
Und du, Thalia, nimm dies Lied, das du befohlen,
Mit meiner Fürstin Nachsicht auf! —

Thalia.

Ich kann nicht Euren Wettgesang verschmähn;
Zwar trankt ihr nicht aus dem kastalschen Born,
Zwar gaben nicht die Musen, nicht Apoll
Das Lied euch ein; doch euer Herze sprach,
Und sprach wie jedes Herz zu Stuttgart spricht.
Was brauchts noch eines schimmernden Prologs?
Verehrt stillschweigend das Gefühl von Lust,
Worin sich heut die Residenz verliert! —

Der Philosoph über Liebe und Freundschaft.

Ein fragmentarischer Versuch.

(Veranlaßt durch die Fragmente für Denkerinnen.)

Schreiben an Amalien.

Hier, verehrte Amalie, folgen endlich Ihre Fragmente mit dem Postwagen zurük. Was ich für ein galanter Mann bin! Ich gestehe einem Frauenzimmer, daß ich ihre Schriften, die Jedermann kennt, noch nicht kenne, und bitte sie mir, statt in eine Buchhandlung zu schreiben, von der Verfasserin zur Lektüre aus. Aber ob dies nicht meine lezte Zuflucht wär! ob ich nicht alle freundschaftlichen Federn der sächsischen Buchhändler vergebens in Bewegung sezte? erst verzweifeln mußte, Ihrer schönen Fragmente habhaft zu werden, eh

ich mich entschloß, indiskret zu scheinen ohne es zu seyn? — In der That, Amalie, es ist Ihre eigene Schuld. Warum hatten Sie nicht Leipzig, oder Berlin, oder Gotha zu Ihrem Verlagsorte gewählt statt des obscuren Issny *), das die Buchhändler erst mit ihrem Büsching in der Hand auf der Spezialkarte von Schwaben suchen. Dem unerachtet bin ich diesem an sich fatalen Umstande von Herzen gut; denn ihm allein dank ich das Vergnügen der angenehmsten Bekanntschaft, und eines Briefwechsels, der ein schon erloschenes Feuer wieder entflammen, und den abgelebtesten Greis zum Jüngling umschaffen müßt. Noch mehr. Amalie hat mir sogar erlaubt, ihr Freund zu seyn! Sie will, ich soll ihre Schriften mit kritischem Auge durchlaufen, und — Noten machen. Aber, aber — wie haben Sie sich betrogen, meine Freundin! — Ich bin wahrlich zum Aristarchen

*) Die kleinen Fragmente für Denkerinnen haben zwar den Drukort Issny auf dem Titel, sind aber bei Buchhändler Brentano in Bregenz gedrukt und verlegt.

M. A. E.

verdorben. Studirt hab ich ihre Fragmente, daran zweifeln Sie nicht. Auch kritisch durchlaufen, das werden Sie finden; roth angestrichen, was so ganz aus meiner Seele geschrieben war; oder Fragzeichen gesezt, wo ich Lust habe über die Nekkereien gegen unser Geschlecht Ihnen den Krieg anzukündigen; aber als ich mich nun gürtete auch Ihren lezten Wunsch zu erfüllen, da — nun Sie mögen es selbst sehen, wie es mir gieng. Der Zufall oder meine Neigung hieß mich, die versprochenen Anmerkungen bei Ihren Fragmenten von Freundschaft und Liebe beginnen. Vielleicht ist diese Wahl allein die schlimme Ursache, daß ich ganz etwas anders that, als ich thun wollte und Sie erwarten konnten. Anstatt Ihr bereits angefangenes Gebäude weiter zu bauen, oder hie und da einen Riegel einzuschieben, zu richten oder zu übertünchen, legte ich einen ganz neuen Grund, und von so grossem Umfange, daß Sie mir Glük wünschen dürfen, wenn ich in Jahresfrist ausgebaut habe. Aber was ist auch reichhaltiger als das Kapitel von Freundschaft und Liebe, was

gemeinnüzziger, was interessanter, was wichtiger für das Menschengeschlecht? — Es war mir erfreulich, daß ich endlich durch diese Gelegenheit einen Stoß bekam, die Resultate meines Nachdenkens, meine Beobachtungen, meine zerstreuten Ideen zu sammeln, zu ordnen, und — wenn ich nicht zu stolz davon rede — in ein System zu bringen. Natürlich bin ich damit noch nicht zu Stande. Es scheint mir aber unverzeihlich, Ihnen die Antwort auf Ihren herrlichen Brief noch einen Tag schuldig zu bleiben, und verdächtig, wenn ich länger zögerte, Ihnen von dem Studium Ihrer Fragmente die geforderte Rechenschaft abzulegen. Ich sende Ihnen also meinen Philosophen über Freundschaft und Liebe wie er ist, d. h. gleich manchem gerühmten jungen Autor — erst im Begriffe das zu werden, was er sich schon mit vieler Selbstgefälligkeit nennen hört. Fragen Sie nun Ihr schönes Publikum, was sich dieser neue Professor der Liebe mit seiner Antrittsrede bei den Damen unseres Vaterlands zu versprechen hat; und sagen Sie dann Ihrem Freund ins Ohr, ob er fortfah-

ren, oder lieber bei Zeiten aufhören soll, der Einsiedlerinn aus den Alpen ins Gehege zu gehen.

Ich bin . . . . ***

Ueber Freundschaft und Liebe.

Ein fragmentarischer Versuch.

1.

Vorläufige Paralellen.

Liebe ist der höchste Grad von Zuneigung für einen Andern; unzertrennlich von dem Wunsche, mit eben diesem Grade der Zuneigung von dem Geliebten beglükt zu werden.

Freundschaft ist das uneigennüzzigste Bestreben, des Andern Wohl zu befördern *).

*) Liebe und Freundschaft sind hier in dem strengsten Sinne genommen. Wie man beide Wörter noch zu brauchen und miszubrauchen pflegt, wird in dem Verfolge dieser Unterhaltungen vorkommen.

Die Liebe will besizzen und besessen seyn. Freundschaft keines von beiden.

Die Liebe handelt für sich, die Freundschaft für Andere.

Die Liebe verlangt glüklich zu werden, die Freundschaft glüklich zu machen.

Die Liebe thut alles, um sich belohnt zu sehen. Die Freundschaft aber verdient ihren Namen nicht mehr, sobald sie nur fähig ist, Belohnung zu hoffen oder zu wünschen.

Das Ziel der Liebe ist der höchste Genuß; der Triumph der Freundschaft die höchste Aufopferung.

Freundschaft ist daher groß und edel; Liebe nur ein schöner Eigennuz.

Edel scheint die Liebe zu seyn, wenn sie der Freundschaft nachahmt und aufopfern will: aber sie opfert nur die Erreichung ihrer Wünsche der Unmöglichkeit, niemals aber die Wünsche selbst auf. Denn könnte sie auch diese dahin geben; so hörte sie auf Liebe zu seyn.

Die Liebe kann edel erscheinen; aber die Freundschaft ist an sich selbst edel.

Freund-

Freundschaft ist Verdienst, Liebe nicht.

Wir lieben, weil wir müssen; wir üben Freundschaft weil wir wollen.

Die Freundschaft ist frei; die Liebe ein Sklave.

Wir können nur das lieben, was uns gefällt; aber wir können aller Menschen Freunde seyn, wenn sie uns auch nicht gefallen.

Das zu lieben, was uns nicht gefällt, ist unmöglich. Ohne Gefallen ist nicht der geringste Grad von Zuneigung gedenkbar.

Liebe gebieten, oder verbieten wollen — beides ist Thorheit.

Freundschaft kann zur Pflicht werden, Liebe nie.

Ich liebe nicht aus Grundsäzzen ein Mädchen; aber ich kann aus Grundsäzzen ihr Freund seyn.

Ich bin der trefflichen Agathe Freund, ich liebe die reizende Parthenope.

Nur Einmal hatt ich Parthenopen gesehen, und mit dem ersten Augenblik erkannte mein Herz den Seraph, den es ewig anbe-

ten wird und muß. Sie gieng in dem Tempel vor mir vorüber, und kniete hin zu beten. Himmlische Andacht sprach aus dem zu Gott gerichteten blauen Auge, und die Hoffnung ihrer reinen Seele aus dem verklärten Antliz. Kunstlos wallten die braunen Lokken um ihren Nakken, und sanft floß das lange Scheitelhaar über den Rükken hinab. Ein weisses Gewand war ihr Kleid, und ein rosenfarbener Gürtel umschloß den schlanken Leib. So sah ich sie, und alle Wünsche, die die Liebe je gebildet hat, stiegen mit Einem Male in meinem Herzen auf. Sie werde mein, sprach ich bei mir selber, wenn du eines Engels in Menschengestalt würdig bist.

Mit Agathen bin ich aufgewachsen. Sie war von Jugend auf ein schönes und ein gutes Mädchen. Aber ich erinnere mich nie, daß ihre Reize, oder ihr Herz, ihr Verstand, ihr Wiz, ihre Urtheile meine ganze Fantasie bezaubert, und mich zum Sklaven ihres Körpers oder Seelenschönheit aufgefordert hätte. Ich lernte ihre Vorzüge nach und nach kennen, und hatte von der Kenntniß des Einen bis zur Entdekkung eines Andern im-

mer so viel Zeit, daß ich jeden gehörig in meiner Einbildungskraft zu ordnen wußte, und nie auf einmal ein Ganzes erhielt, das meine momentane Fassungskraft überstieg. Ich glaubte nie, daß sie die Einzige auf Gottes weiter Erde sey, die einen Mann beglükken könne; ja ich hoffte sogar, einst noch ein Mädchen zu finden, die sie bei weitem übertreffe. Aber ich mußte sie schäzzen und mich von Tag zu Tag mehr überzeugen, daß sie einen braven Mann und die Freundschaft jedes Edlen verdiene. Und aus dieser Ueberzeugung ward ich endlich ihr Freund.

Ich heisse Parthenopen meine Parthenope Agathen aber nicht. Agathe ist Alexis Geliebte, ist seine, nicht meine Agathe; aber ich bin dennoch ihr beßter Freund, mehr ihr Freund, als Alexis selbst der über der Liebe die Freundschaft vergißt. Denn die Freundschaft ertrinkt in der Liebe. Alexis ist ein feuriger Liebhaber, aber ein schläfriger Freund.

Wenn ich von Agathen monathelang keinen Laut vernehme; so bin ich doch von Herzen froh. Ja dieser Umstand selbst ist mir ein

redender Beweis, daß es ihr wohl geht. Lag je ein Kummer auf ihrem Herzen, oder trübte nur ein Wölkchen ihre Stirne; so kam sie zu mir, ihrem Freunde, und klagte mir, nicht Alexis, ihrem Geliebten; denn diesen wollte sie schonen.

Wenn aber meine schöne Parthenope einen Augenblik von meiner Seite fliegen will; so bitt' ich, beschwör' ich sie bei allem, allem, was ihr heilig sey, ja sogleich wieder in meine Arme zurükzukehren, und sie versiegelt ihre Zusage mit einem brennenden Kusse. So lang' ich dann allein bin, weiß ich nicht, wie mir ist. Ich hefte meinen Blik auf den Boden, und denke nichts; oder ich laufe wie rasend das Zimmer auf und ab, spreche mit mir selbst, und unterbreche mich nicht selten mit dem Ausruf: „Liebe, liebe „Parthenope„! oder: „Wo ist ein Mädchen „wie du„? — Eine Stunde, in der ich sie nicht sehe, wird mir zu einem Jahre. Ich weiß dann keinen Augenblik mit einem Gedanken auszufüllen. Es ist, als wäre ein Theil meiner Seele hinweg geflogen, und

mein anderer hätte nur noch so viel Kraft, um ihm nach zu wollen und nicht zu können.

Parthenopens Bild schwebt immer um mich. An Agathen denk ich nur, wenn ich ein Beispiel der Vortreflichkeit suche.

Ich träume von Parthenopen, und sie erscheint mir bald als ein Engel, den mir eine wohlthätige Gottheit zum Trost sandte; bald seh ich sie auf Blumen eingeschlummert, und wag' es nicht, sie mit einem Kusse zu wekken.

Von Agathen hab' ich noch nie geträumt.

Beide Mädchen schenkten mir einst zugleich ihr Bildniß. Ich empfand gewis den Werth des einen und des andern Geschenkes ganz. Aber was ich that? — — — Das Bild meiner Freundin hieng ich sogleich an einem rosenfarbnen Bande unter die Bildnisse der Würdigsten meines deutschen Vaterlandes auf, und schrieb darunter: Die edle Agathe. Das Bild meiner Parthenope aber ließ ich auf dem Schreibpulte liegen. — — — —

Nicht so ungehalten, meine Damen. Glauben Sie etwa ich hätte nun Agathe geliebt?

Sie irren — — auf meinem Schreibpulte, wo ich eben schon ein Duodezblättchen Postpapier und eine Rabenfeder hingelegt hatte, um die Wonne meines Herzens bei dem Anblik dieses bezaubernden Bildes meiner göttlichen Parthenope in der süssesten Sprache der Musen und Grazien niederzuschreiben.

Wenn ich Besuch erhalte, zeige ich das Bildniß der edeln Agathe jedermann, und glaube sie damit zu ehren. Aber das Bildniß meiner Parthenope ist nun bereits drei Jahre verschlossen. Niemand weiß was ich besizze. Ich glaubte die Liebe und meine Geliebte zu entheiligen, wenn ich dies Kleinod, wie ich es heisse, irgend einem profanen Auge zeigte; und ausser dem meinigen dünkt mich jedes Auge profan. Nur Mitternachts wenn alles schläft, und meine Thüren verriegelt sind, wag' ichs zuweilen Parthenopens Bild aus meinem Schreibpulte hervor zu holen, und noch ein Stündchen in ihrem Anschaun die Seligkeit der Unsterblichen zu geniessen.

Meine Liebe zu Parthenopen ist ein Geheimniß; meine Freundschaft zu Agathen Stadt bekannt.

Sind wir in einer Gesellschaft; so stellt sich Parthenope an das eine Fenster, und ich an das andere. Oder erlaubt dies der Wohlstand nicht; so halten wir uns doch entfernt von einander, und jedes mischt sich in einen andern Zirkel. Aber ich lasse darum meine Geliebte keinen Augenblik aus den Augen. Es ist mir, wie einem reichen Manne, der seine mit Mühe erworbenen und erhaltenen Schäzze einer Anzahl Räuber Preiß gegeben sieht, und angstvoll zweifelt, ob nicht ihre Habsucht wenigstens hier eine Ausnahme machen werde? Ja ich bin noch schlimmer daran. Diese Räuber wird die Gerechtigkeit verfolgen, und das geraubte Gut dem Bestohlenen wieder in die Hände liefern. Aber das Herz meiner Parthenope — ach! einmal geraubt, auf immer verloren. Die blosse Möglichkeit macht mich zittern! —

Für Agathen ist mir nie bange. Ich führe sie selbst in die Reihe der schönsten Jünglinge, und freue mich, wenn sie gefällt. Ja, ich bin sogar der Vertraute ihrer Geheimnisse, und stolz darauf; denn ich rechne mirs

zur Ehre, daß mich ein so vortrefliches Mädchen ihres Zutrauens werth hält.

Ob ich darum meine Parthenope minder hochachte? Gewiß nicht. Aber Agathe kann meine Freundinn bleiben, wenn ihr zehn andere Jünglinge gefallen. Parthenopens Herz hingegen droht in eben dem Grade kälter gegen mich zu werden, in welchem sie anfängt, gegen einen andern feurig zu seyn.

Könnte mich Agathe verkennen, und mir ihre Freundschaft entziehen, es würde mich sehr betrüben; aber wenn ich Parthenopens Liebe verlöre, es kostete mich das Leben.

Agathe hat das beste Herz, wohlwollend gegen Jedermann, selbst gegen ihre wenigen Feinde. Ich habe noch nie ein Wort aus ihrem Munde gehört, das irgend einem Menschen zum Nachtheil gereichte. Zwar hat sie zu viel Verstand, um Fehler und Laster nicht zu bemerken; aber sie bemerkt sie nur für sich; und wenn andere Zungen sich ergiessen, so weiß sie die Tugenden des Getadelten so gütig lobzupreisen, daß die Verläumdung erröthet und verstummet.

Parthenope — wie jede Ader meines Herzens bei diesem Namen schlägt! er klingt mir so süß — Parthenope! — oder trügt mich mein Gefühl? tönt es nicht so voll und sanft dahin — Parthenope! Es ist mir als hört' ich den lieblichsten Gesang der Najaden im fernen Haine erhallen. Parthenope — welche Göttersprache wird mir ihre Worte leihen, um diese zaubervolle Gestalt, diesen hohen Geist, dieses himmlische Herz, dies Herz voll Liebe, diese unnennbare Seelenreize,

Dies Chor von Tugenden und Grazien zu schildern,
Das mich in ihre Fesseln zwang?

Parthenope — Doch sie gähnen meine Damen? Ich verstehe Ihren Wink: denn ich wäre wirklich unerschöpflich, wenn sie mir erlaubten, ein Gemählde von meiner Parthenope zu entwerfen.

Die Liebe bemerkt tausend schöne Eigenschaften, bis sich die Freundschaft mit Noth eine einzige erweisen, und gegen alle Einwendungen verwahren kann.

Die Liebe sieht auf das Schöne, die

Freundschaft auf das Erhabene. Das Schöne gefällt, das Erhabene erwekt Ehrfurcht.

Auch das Erhabene kann die Liebe ertragen; aber nur dann, wenn es das Schöne erhöht.

Auch das Schöne kann die Freundschaft schäzzen, aber nur dann, wenn es eine Zierde des Erhabnen ist.

Liebe und Freundschaft sind nicht widersprechend, können wohl miteinander bestehn, können innig in sich vereinigt seyn; aber doch sind sie nicht Eins, sind nicht nothwendig miteinander verbunden.

* * *

Es ist Misbrauch, wenn man die gegenseitige Liebe zweier Personen von einerlei Geschlecht, mit dem Namen der Freundschaft beehrt.

Man kann sich lieben ohne Freund zu seyn; man kann Freund seyn, ohne sich zu lieben.

Sie sehen so verzweifelnd aus meine Damen, als ob ich den paradoxesten aller paradoxen Säzze ausgesprochen hätte. Geduld!

(Die Fortsezzung könftig)

Keine Trennung währt ewig.

An Nerina.

Wol dir, daß mit dieses Erdelebens
Schönsten Freuden Freundschaft dich beglükt!
Wol dir, daß dein Auge nicht vergebens
Nach dem Lande ihres Segens blikt!
Wol dir, wenn nach Wehmuth und Beschwerde
Dir ihr Odem wieder Frieden weht;
Wol und selig, wenn sie von der Erde
Einst mit dir nach Eden übergeht!

Aber wehe, wenn sie dich betrogen,
Wenn von allen, allen, die sich hier
Freunde nannten, Eins auch nur gelogen,
Und du ihm vertrautest, — wehe dir!
Wehe, wehe, wenn aus deinen Armen
Harte Trennung deine Lieben reißt,
Und kein Trost auf dich, und kein Erbarmen
Aus der ganzen Schöpfung niederfleußt!

Wenn sie schwinden alle Lebensfreuden,
Wenn der Gram am bangen Herzen nagt;
Wenn zu Milderung der schweren Leiden
Selbst die Zeit den Heilungstrank versagt;

Wenn uns Lieblinge und Freunde meiden,
  Und kein Stral von milder Hülfe tagt,
Ach! und selbst der Hoffnung Sterne schwinden;
  Heil dem Menschen dann, der nicht verzagt!

Für ein Herz, das, was es tief empfunden,
  Ewig tief für sich verschlossen trägt,
Ist die blutendste von allen Wunden,
  Die, die Hand der bittern Trennung schlägt.
Wund gegeisselt durch erneute Schläge,
  Kennt es nur des Daseyns Bitterkeit,
Und der Geist leiht allem das Gepräge,
  Das Gepräge seiner Düsterheit.

Wol uns doch! zu Tagen sel'ger Stille,
  Wo sich harmlos Freunde wiedersehn,
Werden wir nach abgestreifter Hülle,
  Glorreich, neugeboren übergehn! —
Trost des Himmels liegt in den Gedanken;
  Wenn das lezte schwache Rohr zerbricht,
Wenn des Friedens Säulen alle wanken,
  Bleibt noch der — und er verläßt uns nicht!

Koller.

Die Brieftasche.

Eine dramatische Skizze in fünf Szenen.

Personen.

Frau Steinberg, Wittwe des ehmaligen Pastors zu Oberhaus.
Bertha, ihre Tochter.
Röschen, eine Waise von 7 Jahren.
Alfeld, designirter Pastor zu Birnbaum.
Karoline, seine Schwester.

I. Szene.

Zimmer im Hause der Frau Steinberg.
Frau Steinberg, Bertha, Röschen.

Bertha.

Nun so will ichs denn versuchen, liebste Mutter, ob ich nicht einiges Geld in der Stadt drunten löse. Ich glaube allerlei verfertigt zu haben, das den galanten Herren

und Damen gefallen kann. Sehen Sie mal, einen ganzen Korb voll Schächtelchen, Büchschen, und Körbchen; allerlei Futterale, Brieftaschen, Etuis — Stok- und Uhrbänder — — o, ich will gewiß was hübsches dabei gewinnen!

Frau Steinb. Daß dirs nur nicht gehe, wie Gellerts Eiermädchen!

Bertha. Behüte der Himmel! meine Waare ist wenigstens so zerbrechlich nicht. Oder glauben Sie denn, ich werde so vergebens meine ganze Kunst aufgeboten haben, um was schönes zu Stande zu bringen? Ich will mich zwar nicht selbst loben; aber man müßte doch auch gar keine Augen haben, wenn man unter meinem Vorrath von Kunstsachen durchaus nichts artiges fände: und gar kein Geld, wenn ich bei all meinem angewandten Fleisse leer ausgehen sollte.

Fr. Steinb. Je nun, so gehe denn hin! Ich will dir ja keinen bösen Muth machen.

Bertha. Aber Sie erlauben doch, daß ich mein Röschen mitnehmen darf? Ich habe die kleine Schwäzerin so gerne um mich.

Fr. Steinb. Und ich soll also alleine da bleiben? Meinetwegen! aber kommet mir fein noch vor Abend zurük.

Bertha. Wie Sie befehlen. — Nu, Röschen, bist du gerüstet?

Röschen. Ja, Jungfer Bertha. Darf ich denn wirklich mit Ihnen nach der Stadt gehen?

Bertha. Wenn du brav laufen kannst. Geh hin, und gib Mama die Hand!

Röschen. (Ihr die Hand küssend) Adie, Mama!

Bertha. Gott befohlen, liebe Herzensmutter! (beide ab.)

II. Szene.

Eine Allee nahe bei der Stadt.

Bertha, Röschen, Alfeld mit Karolinen am Arme.

Bertha. (Die sich beiden etwas schüchtern nähert.) Gehorsamste Dienerin! Möchten Sie wohl die Güte haben mir etwas abzukaufen?

Karoline. Woher schon, meine Liebe?

Bertha. Dort vom Gebirge herab.

Karol. Und wer macht denn die niedlichen Dingerchen?

Bertha. Ich pflege sie in meinen Nebenstunden zu verfertigen.

Karol. Allerliebst!

Alfeld. Da haben Sie auch artige Brieftaschen. Wie theuer eine?

Bertha. Sechs Groschen.

Alfeld. Darf ich dafür wählen, welche ich will? die mit dem rosenfarben — mit dem blauen oder grünen Bande?

Bertha. Es ist einerlei Preis. Wählen Sie immer nach Belieben.

Alfeld. Die mit dem blauen Bande gefällt mir. Hier mein Schaz! (Er zählt ihr die sechs Groschen in die Hand; die niedliche Figur derselben fällt ihm auf. Für sich:) Welch ein hübsches Mädchen!

Karol. Und ich habe mir dies artige Strikkörbchen auserlesen. Nur Schade, daß ichs nicht wol mit nehmen kann! Möchten Sie aber, liebstes Mädchen, sich nicht die Mühe nehmen, es bis Mittag in unsre Wohnung zu bringen? Fragen Sie nur nach Pastor Alfeld, dort am Burgthore; (Sie zieht ihren Taschenkalender hervor, und notirt einige Namen auf ein Zettelchen) Hier will ich Ihnen ein Paar Adressen an gute Freundinnen geben, wo sie einen starken Abgang finden werden; und dann kom-

men

men Sie mit dem lieben Mädchen da zu uns auf eine Suppe. Mein Körbchen aber lassen Sie sich ja nirgends abschwazen! Hier liebe Kleine, (sie drükt Röschen ein Paar Groschen in die Hand) kauf dir inzwischen ein gutes Morgenbrod!

Röschen. Jungfer Bertha, darf ichs annehmen?

Bertha. Weils die Dame so befehlen. Bedanke dich aber auch hübsch dafür!

Röschen. (Ihr die Hand küssend) Schönen Dank, liebste Dame!

Karol. Wir sehen einander also bis Mittag wieder?

Bertha. Mit größtem Vergnügen.

Alfeld. Ja, ja, gönnen Sie uns fein gewiß die Freude! (Bertha und Röschen mit einer tiefen Verbeugung ab) (Er noch einigemal den beiden Mädchen nachschauend und die Brieftasche entfaltend) Schwesterchen, wie gefällt dir meine Brieftasche?

Karol. Du wolltest vermuthlich fragen, wie gefällt dir dies Mädchen?

Alfeld. Wie meinst du das?

Karol. Als ob ich nicht bemerkt hätte, mit welch heimlichen Entzükken du diese ländliche Grazie betrachtetest! Ich denke, du soll-

test mir das ohne Umschweif gestehen: denn ich habe mich selbst an diesem schönen weiblichen Geschöpfe nicht satt sehen können.

Alfeld. Wirklich — Schwester?

Karol. Ja, und aus purem Muthwillen hab ich ihr das Strikkörbchen nicht abgenommen; es hätte mich zwar wenig belästigt; aber so muß sie nun zu uns kommen, und dann können wir uns länger mit ihr unterhalten. Bin ich hierin nicht auch den Wünschen Euer Hochehrwürden zuvor gekommen?

Alfeld. Allerdings, mein listiges Schwesterchen! Denn ich entsinne mich in meinem Leben nicht, eine ähnliche Schönheit gesehen zu haben, die durch Unschuld und naifes Wesen sich so vortheilhaft auszeichnete, wie diese. Heute, wie freue ich mich darauf! — heute bewirthen wir eine Göttinn aus dem Olymp.

Karol. (Für sich) Er fängt an aufzuthauen. (laut) So laß mich doch nun deine Brieftasche sehen!

Alfeld. Ja sieh nur, wie viele Geschiklichkeit, Wiz und Geschmak dabei angebracht ist. Hier sind einige verborgene Fächer. Ei — (indem er eins davon öffnet) was find' ich da? — Halt, ein Briefkonzept oder so was! — Komm, wir wollen uns dort auf die Bank unter jener Linde sezzen. (Sie sezzen sich; er liest.)

„Tannenburg, am 4. Mai 1792.

„An meinem achtzehnten Geburtstag.„

„Wie heiter, wie himmlisch froh war nicht „mein heutiges Erwachen! Zwar ist dies bei „mir kein so ungewöhnlicher Fall; aber für „jezt kömmt er mir doch doppelt gut zu statten.

„O sei mir gegrüßt, Tag meiner Geburt! „Seid mir gegrüßt, ihr Millionen Wesen, die „ihr euch mit mir des Daseyns freuet! Ich „sinke vor Wonne auf die bethaute Flur „hin, und bete an!

„Wenn man das Glük, ein Erdenbewohner „zu seyn, in seinem ganzen Umfang fühlen „will, so muß man fürwahr sein Lebensfest „in dieser Jahrszeit begehen, und so gleiches „Schritts mit der ganzen neubelebten Natur „auf ihren wundervollen Schauplaz treten dür„fen. O, wie arm ist nicht ein düstrer, fro„stiger Dezembertag für solch eine Feier!

„Hab ich nicht schon manche Menschen ganz „kalt und fast hönisch fragen hören: Was ist „Leben? was ist Menschenberuf? — Sollten „wol diese sonderbare Frager nicht wirklich im „Eismond geboren seyn? ? . . . .

Karoline. Göttlich! unübertreflich! Ist das wohl ein Aufsaz von dem lieben schönen Mädchen?

Alfeld. Von wem anders? Traust du dem

liebenswürdigen Geschöpfe nicht so viel Verstand — nicht so viel Uebung im Denken zu?

Karol. O warum nicht? — Steht ihr Name drunter?

Alfeld. Nein! 's ist blosses Bruchstük, das sie vermuthlich morgens früh auf einem Spaziergang niedergeschrieben hat.

Karol. Wie kam es nun gerad' in diese Brieftasche?

Alfeld. Ganz unwillkührlich, denke ich. Ihre Brieftasche hat vielleicht viel Aehnlichkeit mit dieser; oder sie hatte wirklich die nämliche zu eignem Gebrauch bestimmt, und eine andere dafür zu Hause gelassen. Dem sei aber, wie ihm wolle. Ich habe diese Brieftasche für sechs Groschen erkauft, und nun wäre sie mir — den schriftlichen Fund mit eingerechnet — um keine sechs Louisd'or mehr feil.

Karol. Du wolltest also den Aufsaz behalten, und an dem ehrlichen Mädchen einen Diebstahl begehen?

Alfeld. Den ich mir gewiß zu verantworten getraue. Oder sag mir einmal, welches etwa die schiklichste Art wäre, ihr das Blättchen wieder zu zustellen, ohne sie schamroth zu machen. Nicht wahr — da haperts? Also! — Du gehst nun nach Hause, Schwesterchen, und bist uns für eine gute Mahlzeit besorgt. Komm ich begleite dich! (ab.)

III. Szene.

Zimmer im Hause der Frau Steinberg.

Fr. Steinberg, hernach Bertha und Röschen.

Frau Steinberg.

(Durchs Fenster schauend) Schon fünf Uhr — und noch seh ich die Mädchen nicht kommen! Wie ich mich wieder auf sie freue! — O, meine Bertha, wie ganz bist du dazu geboren, eine Mutter zu beglükken, und ihr Stolz zu seyn! Lebte nur auch dein Vater noch — nicht um dich alsdann gewisser versorgt zu sehen, — nein! der für uns alle am wirksamsten sorgt, lebt noch — lebt ewig! Aber nur um eine theilnehmende Seele zu haben, die bei Berthas Fortschritten in jeder weiblichen Vollkommenheit das fühlte, was ich als Mutter fühle. (Sie legt sich wieder ins Fenster) Ha, nun seh' ich sie kommen! — Mein Herz klopft laut für Freude! — Willkommen, liebe Kinder! Habt ihr denn nichts verkauft, daß ihr euren Korb wieder voll mitbringet?

Bertha. (Zärtlich grüssend) Nichts verkauft — meinen Sie? O, noch so viel würd ich untergebracht haben — und das mit solchem Vortheil, daß Sie's kaum glauben können.

Fr. Steinb. Das wäre doch! Nu Röschen, bist du müde? Sez dich einmal!

Röschen. (Ihr die Hand küssend) Nein liebe Mama! denn mit Jungfer Bertha reist sichs sehr gut.

Fr. Steinb. O, ich kann es wohl glauben, daß dir diese Lebensart ziemlich behagen mag. Aber wart nur, ihr dürft mir so bald nicht wieder von der Seite. Wie glaubst du, daß ich meinen Nachmittag zugebracht habe?

Röschen. Doch nicht langweilig? Sie hatten ja allerhand zu thun.

Fr. Steinb. Wie schmekt dir aber die Arbeit, wenn du mit Sehnsucht auf etwas wartest?

Röschen. Nicht zum besten.

Fr. Steinb. Da hast du meine heutige Lage! Mehr als fünfzigmal stand ich im Fenster, seit es Abend zu werden begann, und ich euch erwarten durfte.

Bertha. (Die indessen ihren Korb ausgekramt hatte.) Sehen Sie doch, beste Mutter, wie reich ich zurük komme! Drei Thaler Geld in der Tasche, neuen Vorrath an allerhand Papier, Seide und Bändern — und über alles dies den Hut da, und dies Kleid für Röschen.

Fr. Steinb. Das begreif' ich nicht!

Bertha. Glaubs wohl! Hätte mirs selbst nicht träumen mögen. Aber der Himmel hat mich gesegnet.

Fr. Steinb. Meine Ungeduld ist aufs höchste gespannt.

Bertha. Noch ehe wir einen Fuß in die Stadt sezten, hatten wir schon unser Glük gemacht. In

einer Allee vor dem Thore begegnete uns ein junger Geistlicher mit einem sehr hübschen Frauenzimmer, das, wie wir hernach erfuhren, seine Schwester ist. Bei diesen guten freundlichen Leutchen verkauft' ich gleich eine Brieftasche und ein Strikkörbchen. Von der jungen Dame bekam ich dann auch Adresse in verschiedene Häuser, und mußte noch überdies ihr Gast seyn.

Fr. Steinb. Wie heissen denn deine neuen Freunde?

Bertha. Alfeld.

Fr. Steinb. Wie? Alfeld? Der unlängst zum Pastor in Birnbaum ernannt wurde?

Bertha. Ja. Sie kennen ihn vielleicht? Er kannte den sel. Papa auch; Ihrer aber kann er sich nimmer recht erinnern, ob er Sie schon auch einmal in Papa's Gesellschaft gesehen haben will, als Graf B... seine Regierung antrat, und die Landgeistlichen in der Gegend ihm die Aufwartung machten.

Fr. Steinb. Ich kenne ihn nun. Er ist ein Mann von etwa 26. Jahren. Seine Sprache hat etwas lispelndes — —

Bertha. Er ists!

Fr. Steinb. Da waret ihr also zu Tische? — Wie sichs doch auch so wunderbar fügen muß! Ist er wohl schon Bräutigam?

Bertha. (Verlegen) Ich zweifle. — Das Mahl war herrlich, und unsere Unterhaltung so lebhaft — so traulich, daß sie das genaueste Freundschaftsbündniß unter uns dreien nach sich zog. O, ich kann Ihnen nicht sagen, wie glüklich ich in dieser Gesellschaft war! Hätt' ich indessen voraus gesehen, daß ich irgendwo erkannt werden würde — —

Fr. Steinb. Wie bist du aber zu den zierlichen Kleidungsstükken gekommen?

Bertha. Ich wollte Karoline (so heißt Jungfer Alfeld) um Rath fragen, wo ich am besten etwas dergleichen für meine junge Reisegefährtinn einkaufen könnte. Statt mir zu rathen, führte sie mich ins Nebenzimmer, und gab mir dies seidne Kleidchen, nebst dem Hute — eine Verlassenschaft von ihrem jüngst verstorbnen Schwesterchen. Ich mußte es als ein Pfand ihrer Freundschaft annehmen, und ihr sogar versprechen, sie an der Versorgung meines Pflegtöchterchens Theil nehmen zu lassen. Sie schloß mich jezt in ihre Arme, nannte mich Schwester und ..... o ich kanns Ihnen unmöglich beschreiben, welch ein seliger Augenblik dies für mich war! Ihr Bruder, der gerührt neben uns stand, küßte mir sehr ehrerbietig die Hand, und umarmte seine Schwester, um ihr für die Freundschaft zu danken, der sie mich gewürdigt hatte.

Fr. Steinb. (Mit mütterlicher Zärtlichkeit sie umarmend) O, meine Tochter, möchte dich Gott immer so sichtbar für jede gute Handlung segnen!

IV. Szene.

Bertha's Zimmerchen.

Bertha, dann Röschen.

Bertha. Das war nun mal ein Tag, — — wie soll ich ihn nur nennen? Ein grosser, wichtiger Tag! deren man doch nur wenige lebt! Aber, mit welch ganz verschiedener Herzensstimmung komm' ich auch in dies mein Zimmerchen zurük. Mich dünkt nun alles so enge und so stille, so losgerissen vom Uebrigen, was meine Glükseligkeit ausmachen könnte. — — Ha, ich hange noch in Gedanken an Karolinens Halse — ich fühle ihr freundschaftliches Herz noch an dem meinigen pochen! — und dort — — steht Alfeld! Ein Mann, der mir vor wenigen Stunden noch so fremd war — so gar kein Interesse für mich gehabt hatte — — und jezt . . . . . . (Ein paarmal in Gedanken auf und abgehend) Wo ist meine Brieftasche mit dem unvollendeten Aufsaz am Geburtstag? Es wäre doch der Mühe werth, eine Vergleichung zwischen zwei äusserst verschiedenen Gemüthsstimmungen anzustellen. (Sie sucht nach und findet eine) Wie? — ich werde doch nicht? — — (sie aufschliessend und in allen Fächern nachsuchend) Der Aufsaz — ist — verlohren!

Kein Wunder, dies ist auch, wie ich sehe, eine ganz andere Brieftasche. Die meinige wäre also — — — in Alfelds Händen!! Ist doch wohl im Aufsaz nichts enthalten, das mir — — (sie besinnt sich) Zum Glük nein! Er ist ganz unverfänglich. Aber ärgerlich ists immer, so leichtsinnig gewesen zu seyn! Könnt' er nicht glauben, ich sei recht nachläßig — ich sei — wer weiß, was alles? Indessen, warum gab mir denn Alfeld das Papier nicht zurük? Ich hätte das, dünkt mich, von seiner Freundschaft wenigstens erwarten dürfen. — Noch mehr — warum erkundigte sich Karoline so angelegentlich nach meinem Alter? „Sie sind wohl erst sechzehn„? sagte sie schmeichelnd zu mir. Just seit einigen Tagen siebzehn, erwiederte ich einfältig genug: Denn was würd' ich nicht, vom Arme des sanften Mädchens umschlungen, nicht alles noch gestanden haben! „Sie lesen gewiß auch viel — fragte sie „weiter — auch mögen sie wohl oben drein noch „ein hübsches Briefchen schreiben können? Ei, „wollten Sie nicht meine Korrespondentinn wer„den? Ich mache sodann den Anfang: Hier „ist mein Schreibtisch; geben Sie mir einmal „Ihre eigenhändige Adresse„! — — — Und ich that alles! Nun weiß sie ja genau, wie alt ich bin, und hat auch meine Handschrift, um die

im Auffazze damit vergleichen zu können. Die Schlaue! — Ja, ja nun bin ich verrathen!

Röschen. (bescheiden ins Zimmer tretend) Jungfer Bertha, verzeihen Sie, ich hätte fast das Büchelgen vergessen, das Ihnen die freundliche Jungfer Karoline — —

Bertha. Hast Recht, liebs Röschen, den Taschenkalender! (sie zieht ihn aus dem Futteral, wobei sie ein Billet, oder etwas dergleichen wahrnimmt) Kleine, hast du dies Papier hineingestekt?

Röschen. Nein; aber der Herr Pastor hat mir das Büchlein abgefordert um etwas darin nachzusehn. Vielleicht — —

Bertha. Schon gut! Geh nur jezt hinab. Ich will mich geschwind umkleiden, und dann das Nachtessen zurichten helfen. (Röschen ab.) Was hab ich entdekt! Ha, eine niedliche Abschrift von meinem Auffazze, nebst einer Beilage — beides von Alfeld (sie liest:)

„Um Sie wegen des Auffazzes, den ich in der „neuen Brieftasche vorfand, nicht in Verlegen„heit zu sezzen, geb ich Ihnen hiemit eine ge„naue Abschrift davon zurük. So lieb Ihnen „auch das Original selbst seyn mag, und so ge„rechten Anspruch Sie darauf machen kön„nen: so bin ich doch eigensinnig genug, es nim„mer aus der Hand geben zu wollen. Indessen "gäb' es doch noch einen einzigen Preis, für den

„ich allein geneigt wäre, es wieder auslösen zu
„lassen. Besinnen Sie sich doch darauf, ob Sie
„wohl ein grosses Opfer daran wagen möchten:
„Denn mein Eigennuz könnte mich leicht ver-
„führen, Herz und Hand von Ihnen dafür zu
„verlangen„.

„Ferdinand Alfeld„.

Der wunderliche Mann! was er doch auch so viel Aufhebens mit der unbedeutendsten Sache machen mag! Ich begreife es nicht; wie ich denn überhaupt an allem, was heute mit mir vorgieng, noch so viel unerklärliches finde. Ist dies wol der Fall mit allen Anfängern in der Liebe? (ab)

V. Szene.

Zimmer im Hause der Frau Steinberg.

Erster Auftritt.

Bertha in einem weissen Negligee, die flatternde Haare mit einem himmelblauen Band umschlungen. Hernach Röschen.

Bertha. (Einen Brief in der Hand) So hätten wir also heute schon das Glük, unsre neuen Freunde bei uns zu sehen? „Es hat Eile — schreibt „Karoline — es hat Eile mit meinem Bruder. „In 14. Tagen soll er sein Amt in Birnbaum „antreten. Noch bleibt ihm aber gerade die wichtigste Angelegenheit ins reine zu bringen übrig: „Denn er will durchaus schon als Ehemann seine Pfarre beziehen. Seine Wahl ist getroffen,

„wenn ein gewisses Frauenzimmer, das wir am „8ten dies, kennen zu lernen das Glük hatten, „seine Hand nicht ausschlägt. Wir sind wirklich „im Begriff, Sie, unsre verehrungswürdigste „Freundin, zu besuchen, und eitel genug zu „glauben, wir werden nicht, ohne das herrlich„ste Bräutchen gewonnen zu haben, wieder von „Tannenburg abreisen. — —

Röschen. (eilends hereintretend.) Sie kommen — sie kommen!

Bertha. (noch einen Blik in den Spiegel werfend) So bald hätt' ich sie wirklich nicht erwartet. Komm doch, Röschen, laß uns eilen! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Alfeld; an seinem Arme Bertha.

Bertha. (ihm einen Stuhl sezzend, den er aber nicht annimmt) Sie haben uns wirklich mit Ihrer angenehmen Gegenwart sehr überrascht. Dies Zimmer — — muß ich mich nicht schämen? — —

Alfeld. Daß ichs so nett und reinlich, alles so schön geordnet finde?

Bertha. Ich zählte in der That auf kein Kompliment. Wollen Sie mich durchaus stolz haben?

Alfeld. Gaben Sie mir nicht selbst Anlaß, von einer der hundert andern Vollkommenheiten zu reden, die ich an Ihnen bewundere?

Bertha. Wenn Sie in dem Tone fortfahren, so kann ich Ihnen nimmer antworten.

Alfeld. (sie bei der Hand ergreifend) O, der liebenswürdigen Bescheidenheit! — So hören Sie einmal, was ich ihnen nun abbitten möchte.

Bertha. Sie machen mich neugierig.

Alfeld. Sie erinnern sich doch noch, wie unbescheiden es war, daß ich Ihnen Ihren Aufsaz vorenthielt.

Bertha. O Sie werden auch bald genug eingesehen haben, daß der Fund so viel Aufhebens nicht werth ist.

Alfeld. Bestes Mädchen, seyn Sie doch nicht immer ungerecht gegen Sie selbst: denn eben der Fund wars, der mich den sichersten Schluß auf die Güte Ihres Herzens und die Ausbildung Ihres Verstandes machen ließ. Und mit diesem für mich so glüklichen Ungefähr müssen Sie zürnen, wenn ich meine Zudringlichkeit immer weiter treibe, und Ihnen zulezt gestehe, wie innig ich Sie von jenem Zeitpunkt an liebe!

Bertha. Ich kann mich doch heute gar nicht in Sie finden. Herr Pastor! Wollten Sie etwa einem unerfahrnen Landmädchen, ...

Alfeld. Wie? Bertha! Halten Sie mich fähig, Sie zu betrügen? — einen Hochverrath an der Menschheit zu begehen?

Bertha. (Ihn unvermerkt ins Fenster führend.) Nein, nein! Ich verehre nicht nur Ihren Beruf, sondern auch Ihren rechtschaffenen Karak-

ter. Indessen — was würden Sie von meiner Aufrichtigkeit denken, wenn ich Ihnen gestünde ....

Alfeld. Reden Sie! Reden Sie!

Bertha. Daß mein Herz von jenem Augenblik an.

Alfeld. Zu meinem Vortheil sprach?

Bertha. Wenn das Ihren Vortheil ausmacht, von einem Mädchen wie ich — — über alles geliebt zu seyn! (Sie will ihr schamroth flammendes Gesicht an seinem Busen verbergen.)

Alfeld. Was höre ich? Bertha! (Sie umarmen und küssen sich.)

Bertha. Ists Traum? Wie? — Ich in Alfelds Armen??

Dritter Auftritt.

Frau Steinberg, Karoline, Röschen.

Alfeld und Bertha gehen ihnen Hand in Hand entgegen.

Karoline. Darf man bald gratuliren? (Sie geht auf Bertha zu, und umarmt sie.)

Bertha. Halten Sie ein, Schwester! Es ist der Wonne zu viel auf einmal! (Sie sezzen sich auf ein Sopha)

Alfeld. Bertha, die englische Bertha ist mein, (sich gegen Frau Steinberg wendend) und ich bin der glüklichste Sterbliche, wenn Mama mir die Ehre gönnen, Ihr Sohn — Ihr ewig dankbarer Sohn zu heissen. (Er geht ehrerbietig auf sie zu, ergreift ihre bebende Hände, und küßt sie.)

Fr. Steinb. (Der eine Thräne im Auge zittert.) Wie könnt ich ein Glük von mir stossen, wobei die gütige Vorsehung so sichtbar mitgewirkt hat. Ich kenne kein anderes, als das meiner guten Bertha. Finden Sie sie würdig, Ihre Gattin zu werden — hat Bertha sich schon ohne Bedingung dazu verstanden: so sind Sie mir ein vom Himmel beschiedener Sohn!

Alfeld. (Bertha herbeiführend) Und wir beide Ihre ewig dankbaren Kinder. (Die Verlobten umarmen die gerührte Mutter.)

Fr. Steinb. Nun begreife ich, wie man selbst vor Freuden sterben könnte. Laßt mich, ich erstikke! — Indessen was soll aber über kurz oder lang aus eurer verlassenen Mutter werden? Wenn ich Bertha entbehren soll, könnte ich nicht wenigstens Röschen bei mir behalten.

Karol. Dafür ist schon Rath geschaft. Gönnt Ihnen der Graf diesen reizenden Aufenthalt noch länger: so schlag ich meine Wohnung bei Ihnen auf, und suche Berthas Lükke, so gut ichs vermag auszufüllen. Im Winter ziehen wir vielleicht mit einander in die Stadt — und in beiden Fällen sind wir nicht über eine Meile von Birnbaum entfernt. Wie oft wir dann bei den jungen Eheleutchen Besuch machen werden, können Sie leicht errathen. Der Herr Pastor werden doch wenigstens manchmal so artig seyn, und uns zu sich abholen, oder die Frau Pastorin auf Besuch bringen.

Fr. Steinb. Vortreflich! Das laß ich mir gefallen, wenn nur Sie Ihre Rechnung eben so gut dabei finden.

Bertha. Gottlob! nun ist auf einmal eine meiner größten Sorgen gehoben. — Dank, Dank, liebe Schwester, für den herrlichen Einfall! Um wie viel beruhigter kann ich mich jezt von Mama trennen.

Röschen. (An Berthas Knien sich anschmiegend) Wie? — Sie wollten nicht bei uns zu Tannenberg bleiben; (weinend) O, so nehmen Sie doch Ihr Röschen auch mit! Sonst . . .

Bertha. Gutes Kind, von dir trenn' ich mich nimmer! — (an Alfeld sich wendend) Sie erlauben doch.

Alfeld. Erlauben erst? O, ich fordre Sie vielmehr dazu auf! Röschen soll zum redenden Zeugen Ihrer Menschenliebe heran wachsen, und vor aller Welt den lebendigen Beweis abgeben, welch ein edelgesinntes Weib mir Gott zugeführt habe! —

Keller.

Der
Schuzgeist.

Beschluß.

Unter allen weiblichen Bekanntschaften unsrer Leontine war nur eine einzige Dame, die Edelmuth und Gedult genug besaß, sich aus Menschenfurcht nicht von ihr zurük schrekken zu lassen. Aber diese Dame zeichnete sich auch unter den übrigen weiblichen Geschöpfen jener Zeit und Gegend in allem aus wie der Diamant vom Kieselstein. Sie war Denkerin ohne gelehrt zu seyn, sie besaß Erfahrung ohne Prätenzion, Gefühl ohne Afektazion, Beredsamkeit ohne Plaudersucht, Natur und Naivität ohne Grimasse, Wahrheitsliebe ohne Plumpheit, Vernunft ohne Kälte und Vorurtheile, Biedersinn ohne Ziererei, Edelmuth ohne Prahlerei. — Dies sei vorläufig eine kurze Skizze des edeln Karakters unserer Dame, die sich Frau von Corti nannte, und eine Wittwe von 37 Jahren war. Sie kannte ganz die hohe Pflicht, die Menschen mit

allen ihren Fehlern geduldig zu ertragen, so lange ihre schlimmen Seiten nicht zu sehr überwogen. Dies edle Weib war mehr als tausend andre von der Wahrheit überzeugt, daß man bei den Menschen die guten und schlimmen Seiten richtig abwägen muß, um keinem wehe zu thun, oder sich selbst jeder gesellschaftlichen Freude zu berauben. Ueberhaupt floh sie bei den Menschen im engsten Verstande nur die Fehler des Herzens, die mit kalter überdachter Bosheit verschwistert sind, für alle übrigen Fehler — Folgen der Erziehung, oder Verirrungen des Kopfs — hegte sie keine Unduldsamkeit, und fand in ihrem treflichen Herzen Entschuldigungen genug für die Unglüklichen, die mit solchen Fehlern behaftet waren. Frau von Corti war wirklich im völligen Verstande eine von jenen guten anhänglichen Seelen, die in der Freundschaft manches zu ertragen wissen, was Schwache oder Dummstolze nicht zu ertragen im Stande sind. Da wo sie einmal gekettet war, riß sie sich nicht so bald wieder los.

Harmoniren konnte sie freilich mit der überspannten, bisweilen auch mokanten Leontine

ganz und gar nicht; doch glaubte sie in ihr noch einzelne Karakterzüge zu entdekken, die sie ihrer Freundschaft würdig machten. Unter einer Reihe von unausstehlichen Fehlern hatte Leontine auch den an sich, daß sie auf alle Menschen mit überirrdischem Hochmuth herab blikte. Dies verleitete sie oft, auf Kosten anderer sich mit dummen Späßchen zu belustigen, und zwar auf eine so plumpe, unfreundliche Art, daß sie deutlich genug ihren Mangel an feiner Erziehung verrieth. Auch Frau von Corti war in Gesellschaften munter und wizzig, aber mit so viel Delikatesse, mit so viel naifem Feuer, mit so viel Herzlichkeit, edler Freimüthigkeit und liebenswürdiger Laune, daß man ihren Scherz nie beleidigend fand und überall sich in ihren Umgang drängte. — Sie plauderte keinen gelehrten Unsinn wie Leontine, alles was sie sprach, hatte Kern, Kraft, Zusammenhang, Deutlichkeit, und war Folge des Nachdenkens — Sprache der prunklosen Natur. Ihre Glossen über äussere Gegenstände waren nicht bitter, aber billig, durchdacht, reich an Welt- und Menschenkenntniß. Ihre Bemerkungen über

eigne Fehler waren aufrichtig ohne die geringste gezierte Zurükhaltung. Sie war oft die erste, die sie im muntern Scherz rügte, und das ohne Schonung, bloß um andere auch zur Selbstkenntniß zu bringen, und ihre Eitelkeit unter dem Druk zu halten. Leontine hingegen dachte bei all ihrer Gelehrsamkeit ganz anders; sie mißbrauchte sehr oft die Herzlichkeit der guten Corti mit niedriger Vertraulichkeit im Sprechen und Handeln. Ihr ganzes Betragen kontrastirte mit dem ihrer Freundin gewaltig. Frau von Corti wußte in der Freundschaft ganz allerliebst die Gränzlinie zwischen pöbelhafter Vertraulichkeit und warmer Herzlichkeit zu treffen. Da, wo Leontine mit einem solchen Betragen nicht Jeden zurükschrekte, geschah es in der entgegengesezten Laune, durch ihr altkluges, pedantisches, gelehrtes, hochtrabendes Wesen. Sie war wirklich schon so ganz in die Fußstapfen weiland ihrer Tante gelehrten Andenkens getreten, daß es ihre Freundin für höchst nöthig hielt, mit aller Kraft an ihrer Besserung zu arbeiten. Dies zog der herrlichen Dame zwar manchen Verdruß zu, aber sie achtete

dessen nicht, und blieb dem Grundsazze getreu, Freunde muß man zu bessern suchen.

Anfangs machte sie einen Versuch Leontinen durch Satyre beizukommen, aber dies Mittel schlug fehl, sie war entweder zu einfältig sie zu verstehen, oder zu hochmüthig um nicht im äussersten Grade darüber aufgebracht zu werden, wenn der Spott derber wurde. — Die Dame schlug daher wieder einen andern Weg ein, und ertrug ihre Unarten da wo sie ihr diese nicht mit Vernunft verweisen konnte mit der größten Gelassenheit. Auch suchte Sie so oft als möglich alle Umstände zu benuzzen! um Sie doch endlich auch einmal von ihren Thorheiten zu überzeugen; aber auch dies schlug ihr nicht selten fehl. Es war der Frau von Corti recht sehr darum zu thun, daß sie von der kleinen Zahl Anbeter, die sich hie und da noch zu unsrer Leontine verirrten, nicht auf die ganze Achtung des männlichen Geschlechts schlösse, wie es ihr oft zu thun beliebte, wenn ihr Fehler vorgeworfen wurden. Alle irrdischen Jünglinge waren ihr übrigens gleichgültig, nur dann trozte sie auf ihre wenigen Anbeter, wenn Frau

von Corti ihr von der Verachtung des ganzen männlichen Geschlechts sprach, die sie sich zugezogen habe.

Genug, die Großmuth der edeln Dame wurde fast immer mit niedrigen Grobheiten, hochmüthiger Empfindlichkeit, und pikanten Anmerkungen vergolten. Die Verblendete wußte ihre Fehler besser als der geschikteste Advokat zu entschuldigen. Ihren plumpen Wiz nannte sie jugendliche Munterkeit, ihre groben Anzüglichkeiten biedere Offenherzigkeit, ihren zurükstossenden Hochmuth, der sie zu jeder schönen Aufopferung untauglich machte, erlaubtes Selbstgefühl, ihr niedriges, gemeines Betragen in der Freundschaft, Ungezwungenheit, ihre Sentenzensucht und affektierte Gelehrsamkeit, Vorzüge, denen bloß der Neid keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen wolle u. s. w. So entschuldigte sich das schiefer-zogne Mädchen auf Kosten ihres Glüks immer selbst. Das traurigste dabei war, daß sich solche Unterredungen zwischen den beiden Freundinnen immer mit empfindlichem Verdruß endigten, und die gute Corti dann das Opfer davon wurde. Erst dann kam Leontine

wieder zu ihrer edlen Freundin, wenn sie sich unter den Menschen genug überzeugt hatte, daß es für sie nur eine Corti gab. Traurige Erfahrungen öffneten ihr bisweilen die Augen, aber nie auf lange; immer fiel sie wieder in ihren alten Zustand zurük, der schon durch die Gewohnheit Wurzeln gefaßt hatte. — Daß Frau von Corti sie immer mit der gehörigen Delikatesse empfieng, und ihr nie was fühlen ließ, dürfen meine Leserinnen sicher glauben. Nie empfieng sie die Verirrte mit triumphirenden Strafpredigten, die der weiblichen Eigenliebe oft so wohl thun, sondern immer mit offnen Armen und warmem Herzen. Durch dies feine Betragen gewann sie endlich doch ihr völliges Zutrauen, und die Hoffnung sie noch einst zu bessern lebte von neuem in ihr auf. Mehr bedurfte die Dame für jezt zu ihrem guten Zweke nicht. Sie hatte zwar noch ein mächtiges Tagwerk vor, da Leontine noch immer mit der alten Leidenschaft an der Kabbala hieng, aber sie verlor den Muth nicht. Nichts schrekte dies edle Weib ab, ihren guten Vorsaz auszuführen, zum voraus überzeugt, daß hier bloß eine schwere Kur

helfen könne. So weit hatte sie es indessen doch gebracht, daß Leontine mit ihr von dem Lieblingsstudium nicht gar viel mehr sprach, da sie ihren standhaften Unglauben an den Schuzgeist bemerkte.

Jezt zog ein ganz neuer Auftritt die Aufmerksamkeit unsrer beiden Frauenzimmer auf sich. Unter Leontinens Anbetern war ein vornehmer Engländer, der sich mit größtem Eifer um ihre Hand zu bewerben schien. So sehr auch das überspannte Mädchen noch immer auf ihren Schuzgeist hoffte, und sich mit seiner künftigen Erscheinung tröstete, so konnte sie es doch nicht verhindern, wenn irrdische Jünglinge, die noch nicht an ihrer Besserung verzweifelten, sich in ihre Schönheit verliebten. Die stolze Kälte, womit sie auf alle Adamssöhne herabblikte, reizte den eben so stolzen Engländer um so mehr zur heimlichen Leidenschaft. Dem stolzen Britten war ohnehin jedes kokette Mädchen verhaßt, das sich mit eiteln Künsten um seine Eroberung bemühte. Er wollte selbst wählen, und sich nicht wählen lassen. Um so vester wollte er dies, da er bei einem eroberungssüchtigen

Mädchen keinen reinen unbeflekten, sittlichen Karakter vermuthete. Leontinens Zurükhaltung, mit deren Grundursache er noch unbekannt war, gefiel ihm ausnehmend wohl. Er schrieb sie natürlich auf Rechnung ihrer Bescheidenheit, und nicht auf ihre bisarre Treue für den unsichtbaren Schuzgeist. In seinen Augen war sie mehr Verdienst als Verbrechen, so sehr sie ihn auch bei der täglich wachsenden Leidenschaft marterte. Er versuchte es so oft als möglich, in ihre Gesellschaft zu dringen, und war mehr als einmal auf dem Punkt ihr seine Liebe mit wenig Worten zu entdekken, doch immer schrekte ihn der verächtliche Blik, oder sein eigner dann beleidigter Stolz wieder zurük. Uebrigens wollte er als denkender Mann doch auch nicht wie jeder sinnliche Schwachkopf bloß das schöne Lärvchen lieben, und erkundigte sich bei der edeln Corti um ihre moralischen Vorzüge. Wie klug mußte die Rolle gespielt werden, welche diese Dame jezt übernahm, um Leontinen nicht zu schaden, und den edeln Engländer doch nicht zu täuschen. Zum Glükke hatte sie es mit einem vernünfti-

gen Manne zu thun, der alles nahm wie es war, und sie bei ihrer Aufrichtigkeit weder des Neides noch der Parteilichkeit beschuldigte. Das kluge Weib schilderte ihm Leontine mit so viel Feinheit, daß er durch ihre Fehler nicht abgeschrekt wurde, sich ihre Hand zu erbitten. Dabei verließ er sich gar gewaltig auf seine Vestigkeit und Einsichten, mit denen er sie unfehlbar noch zu bessern hoffte, ohne sich dabei zu erinnern, daß auf diesem Pfade schon mancher Freier gestrauchelt ist. Schon mancher besserte im Ehestande, wo es ohnehin so schwer wird in mancherlei Lagen die nöthige Harmonie zu erhalten, seine Gattinn so lange, bis er sich endlich von ihr trennen mußte. Was die Erziehung nicht schon that, kann der oft so ungeduldige Ehemann nur selten mehr thun. Auch glaubt die Gattinn jezt nicht mehr schuldig zu seyn, gute Lehren anzunehmen. Doch ist ein ganz rohes Mädchen mit einem guten Herzen und fähigem Kopfe noch am leichtesten zu bessern.

Wieder auf unsern Engländer zu kommen, der die Leute sogar bereden wollte, er nähme Leontine bloß aus dieser Absicht zum Weibe.

In sie verliebt wollte er durchaus nicht einmal scheinen der stolze Mann. Vermuthlich fühlte er, daß er sich schon zum voraus ihrer Fehler zu schämen hatte. Wie künstlich sich doch bei gewissen Menschen der Stolz zu krümmen weiß! Frau von Corti wußte indessen recht gut, was sie von der ganzen Sache zu denken hatte, aber sie war zu klug um es ihm ins Gesicht zu behaupten. Dadurch gewann sie sein ganzes Zutrauen, und er glaubte ganz vest, sie überzeugt zu haben, er heurathe unsre hochgelehrte Leontine bloß aus . . . . . . Mitleiden! — An sie war also jezt auch die Bitte gerichtet, ihm bei Leontine auf eine anständige Art Zutritt zu verschaffen. Aber sie verbat sich diesen Auftrag und zwar aus sehr wichtigen Gründen. Beinahe wäre der stolze Engländer darüber empfindlich geworden, wenn ihn die kluge Dame nicht ganz überzeugt hätte, daß sich so was für sie nicht schikke. Er ward wieder ruhig, und sie gab ihm dann den guten Rath sich gegen Leontine schriftlich zu erklären. Der Vorschlag gefiel ihm, und wurde auf der Stelle ausgeführt. Hier ist die getreue Abschrift des Briefs.

Mein Fräulein!

Ich bin ein Engländer und liebe Sie wie ein Engländer — das heißt treu, aufrichtig und redlich. Ich weiß zwar, daß Sie, Troz Ihrer Schönheit, nicht ohne Fehler sind, aber mit diesen will ich schon fertig werden; wenn Sie mich anders lieben können, und mich, so wie ich bin, ertragen wollen. Auf Rang, Geld und Figur bin ich nicht stolz, wohl aber auf meine Denkungsart und auf mein freies Vaterland. Sie können vielleicht Freier finden, die Ihnen mehr schmeichelten, und nicht so freimüthig zu Werke giengen, aber ob Sie es auch so ehrlich mit Ihnen meinten wie ich, das ist eine andere Frage. Kriechen können wir Engländer nicht, so was ist gegen unsere Natur, denn es erniedrigt den Menschen, aber wir fühlen und handeln um desto vester. Unsere Neigungen sind kein Strohfeuer, sie gründen sich auf vesten Entschluß, entstehen nicht schnell, aber sie dauren. Glauben Sie deswegen nicht, daß es einem Engländer unter dieser etwas derben Hülle an sanften Empfindungen in der Liebe fehlt, der Unterschied be-

steht bloß darinn, daß diese Empfindungen bei uns im Herzen und nicht im Munde wohnen. Auf Ihrer Antwort beruht mein künftiges Schiksal, entscheiden Sie!

Zarly.

Dies war der Innhalt des karakteristischen Briefs, der viel Biederkeit aber auch viel Eigenliebe und viel hochgespannten Nationalstolz verräth. Ganz natürlich war es, daß dieser trokkene aber doch edle Ton einem unerfahrnen allzugelehrten eiteln Mädchen nicht behagen konnte. Das weibliche Geschlecht will durchaus — Ausnahmen rechne ich weg — Weihrauch gestreut haben, die derbe Sprache der freimüthigen Biederkeit gellt ihm zu fürchterlich in die verwöhnten Ohren. Freilich giebt es auch nur wenig Männer, die bieder seyn können ohne Grobheit, und so wird die Sprache der Liebe meistens durch Schmeichelei oder Grobheit mißbraucht; lezteres besonders da, wo die Vertraulichkeit schon einen hohen Grad erstiegen hat. Der Mittelweg macht den Männern Ehre, glükt er ihnen bei den

Mädchen nicht, so haben sie sich doch nicht vorzuwerfen sie verdorben zu haben."

Der stolze Lord ließ übrigens mit all seinem Zutrauen der liebenswürdigen Corti den aufgesezten Brief nicht lesen, erst lange nachher kam er durch Zufall in ihre Hände. Er that dies vermuthlich nicht aus Mißtrauen in dies edle Weib, aber aus einer Grille, wie man sie oft bei den dikblütigen Engländern findet. Frau von Corti zeigte sich gegen ihn auch ganz und gar nicht neugierig, und dies gefiel ihm, denn er stand in der Meinung, alle Weiber seien es. Sie ließ den Brief Leontinen einhändigen, ohne daß diese erfuhr daß er aus ihrem Hause kam. Unterdessen war der Engländer sehr übel daran, Leontine ließ ihn viele Wochen in der martervollsten Ungewißheit. Sein melankolisches Temperament verleitete ihn zu mancher schwarzen Vorstellung. Er war zwar zu stolz um es einzugestehen, aber die kluge Corti blikte tief genug in seine Seele, um es zu bemerken. Auch wußte sie ihn während dieser Zeit so gut zu unterhalten, daß ihm der heimlichen Leidenschaft ungeachtet die Stunden zu

Minuten wurden. Viel hätte es in der That nicht mehr gefehlt, so würde er über sie — Leontinen vergessen haben, so hinreissend war dies Weib im Umgange. Bloß die allgemeine Sage daß sie Braut sei, und ihr so ganz wohlanständiges Betragen hielt ihn noch von einer nähern Erklärung zurük. Sonderbar genug ists, daß der Mann mit all seinem festen Karakter hier doch ein bischen wankte, aber auch wieder ein neuer Beweis was Weiber können, wenn sie denken! Sogar im mittlern Alter vermögen ihnen die Männer nicht zu widerstehen, und man hat schon mehr als ein Beispiel, daß solch ein Weib das schönste Mädchen vergessen machte. Wäre Frau von Corti nur im geringsten eroberungssüchtig gewesen, so hätte sich zwischen ihnen ganz sicher eine merkwürdige Intrigue angesponnen, aber sie war zu bescheiden, um sich mit einer solchen Hoffnung zu schmeicheln. Je mehr Verdienste, desto bescheidner, dies war auch ihr Fall. Endlich kam Leontinens Antwort, und hier ist sie, so wie sie Frau von Corti nachher aus den Händen des Lords selbst erhielt.

Mein Herr!

Wenn Sie mich auch nur in der Entfernung kennen, so sollten Sie doch wissen, daß mein noch so ganz reines Herz für ein hohes himmlisches Wesen aufgespart wird, da es durchaus nicht für eine irrdische profane Mannsperson gemacht ist. Ich mache mir nagende Vorwürffe Ihren sinnlichen und unreinen Brief nur geöffnet zu haben. Die Angst über Ihren frechen Antrag hat mich so gemartert, daß ich mehrere Wochen im Bette zubringen mußte, und mit tausend blutigen Thränen den Frevel abweinte den ich begieng. Am Füsse des Altars im Angesicht meines auserwählten Schuzgeistes mit dessen reiner Gegenwart ich jezt um desto länger nicht beseligt werde, suche ich meinen Fehler durch Buß- und Bettage, durch Kasteiungen und Seufzer, durch Herzklopfen und Schreien, durch Wachen und Studieren wieder gut zu machen. Ich habe es in unsern heiligen Geheimnissen, durch langes mühsames Suchen und Rechnen endlich entdekt, daß ich 48 Tage lang harren und weinen muß, ehe mich

der

der geliebte Schuzgeist aufs neue zur Geliebten annimmt. Suchen Sie Ihre schwere Sünde beim Himmel und seinen reinen unbeflekten Geistern wieder gut zu machen, und stören Sie bei Strafe einer schweren Ahndung ewig nie wieder die mit höhern Dingen beschäftigte.

Leontine Biankini.

„Das Mädchen ist eine ausgemachte Närrin!„ — Sagte der Engländer ganz troken, und verlies Frau von Corti so schnell, daß sie kein Wörtchen mehr anbringen konnte. Sie hatte zwar ungefähr eine solche Antwort erwartet, aber so arg glaubte sie Leontinen am Geiste noch nicht krank, daß sie sich sogar nicht schämte von ihrer tollen Schwärmerei öffentlich zu sprechen. Dies war nun eine Ursache mehr die sie zu einem Besuche bei ihr bewog, in der Hoffnung sie noch zu ihrem Glükke zu bereden. Der Engländer besuchte sie zwar von dieser Stunde an nicht wieder, aber sie hoffte ihn schon zu finden, wenn Leontine einwilligen würde. Eine solche Ver-

bindung schien ihr für das Mädchen um so nöthiger, da ihre Finanzen durch nachläßige Verwaltung wirklich in grosser Zerrüttung waren.

So eben war die junge Schwärmerin in den Zermonien einer kabbalistischen Beschwörung vertieft als Frau von Corti an die Thüre ihres Kabinets schlich, die aus Zufall nur halb angelehnt war. Welch ein Anblik! Welche Grimassen! Welche Ausschweifungen der zerrütteten Einbildungskraft! Leontine stand da mit offenen Haaren, in der einen Hand hielt sie ein grosses Buch, in der andern ein Rauchfaß. Sie brummte unverständliche Worte daher, warf den Kopf bald vor- bald rükwärts, den Leib entstellte sie durch die häßlichsten Beugungen. Sie hatte das Ansehen einer wahren Hexe. Ihre angestekte Einbildungskraft wirkte so gräßlich auf das schöne Gesicht, daß jeder Zug verzerrt ward. Man sah in ihren Zügen nicht jene ehrwürdige Andacht, die so sehr den Denker rührt, und jedem weiblichen Gesichte einen hinreissenden Reiz giebt; nein, wilde Schwärmerei mit abentheuerlicher Dummheit verschwistert war es, die dies so schöne jugendliche Gesicht

verunstaltete. Länger konnte Frau von Corti diesen scheußlichen Anblik nicht mehr aushalten, sie öffnete schnell die Thüre, trat hinein, und Leontine fuhr erschrokken zusammen.

Frau von Corti. (Im Eintreten) Ists erlaubt?

Leontine. (Bestürzt) Was, wie, wer ließ denn die Thüre offen?

Fr. v. C. Vermuthlich Sie selbst, sonst darf ja dieses Heiligthum Niemand betreten.

Leontine. (Aufgebracht) Nur keinen Spott, oder der Himmel und seine reine Geister, sollen Sie dafür strafen wie Sies verdienen!

Fr. v. C. (Mit Fassung) Ei, ich bin gestraft genug, daß mich Leontine so lange vergessen konnte! Aber im ganzen Ernst, Liebe, wenn ich an Hexen glaubte, so müßte ich denken Sie hätten sich vorhin in eine verwandelt, so fürchterlich sahen Sie aus.

Leontine. Dies kömmt nur uneingeweihten Seelen so vor, die mit meiner erhabnen Wissenschaft nicht bekannt zu sein verdienen.

Fr. v. C. (Naif) Unterthänige Dienerin, meinen Sie mich?

Leontine. Unstreitig sind Sie auch eine davon, da Ihnen meine heiligen Zeremonien so unbegreiflich scheinen.

Fr. v. C. Wer könnte sich auch in solche Dinge finden, die ganz und gar nicht mit der Natur und Vernunft übereinstimmen.

Leontine. (Pathetisch) So sprechen alle sündhaften Menschen, die unsere göttliche Kunst nicht zu schäzzen wissen. Aber aus Mitleiden und Liebe will ich Sie näher damit bekannt machen, wenn Sie wollen.

Fr. v. C. (Schäkernd) Gott bewahre, Sie könnten mich verhexen. Nein, nein!

Leontine. Scherzen Sie nicht länger, oder ich muß mich Ihren profanen Augen entziehen, und bloß um der Ehre der höhern Geister willen.

Fr. v. C. Hu, hu, wie empfindlich, schönes Mädchen! — Wissen Sie was, machen Sie mich mit Ihren höhern Geistern nur auch ein bischen näher bekannt. Vielleicht erhalte ich dadurch einen Mann, da es oh-

nehin überall heißt, ich sei Braut, wenn ich schon kein Wörtchen davon weiß.

Leontine. Das will ich gerne. Aber — aber — es muß Ihnen Ernst seyn.

Fr. v. C. (Parodiert sie.) Ganzer völliger Ernst, bei Ihrer brünstigen Sehnsucht nach überirrdischen Jünglingen sei es geschworen!

Leontine. (Stellt sich in eine gravitätische Positur) Wohlan denn, so hören Sie was auch einer ungeweihten zu wissen gegönnt wird.

Fr. v. C. (Naif.) Nu?

Leontine. (Räuspert sich und fahrt mit den flachen Händen über den Magen.) Sachte, sachte, so was läßt sich nicht übereilen.

Fr. v. C. (laut lachend.) Ha, ha, vermuthlich weil alte Leute wie Sie sind zuerst gerne überlegen.

Leontine. (Affektiert wirklich eine uralte Matrone.) Freilich — freilich, mein Kind — so pflegte auch zuweilen meine hochselige in Gott entschlafene, und bei den reinen Geistern ruhende Tante zu sagen, wenn ich nasenweise Fragen an sie wagte.

Fr. v. C. (Freimüthig.) Ach liebe Herzens-Leontine wenn Sie doch nur wüßten wie

häßlich es Ihnen läßt, daß Sie so in allem Ihre Tante nachahmen. Zwischen ihr und Ihnen liegen nicht mehr als volle 40 Jährchen Unterschied. Mir könnte man diesen unerträglichen pedantischen Ton nicht verzeihen, geschweige Ihnen da Sie doch um 15 Sommer später erwacht sind als ich.

Leontine. (Runzelt die Stirne.) Lassen Sie uns bei solchen weltlichen Dingen nicht länger verweilen.

Fr. v. C. Nur zu! Ich bin ganz Ohr! (Für sich.) Ach du lieber Himmel schenke mir nur Geduld!

Leontine. Sehen Sie, meine Gute, die menschliche Natur ist im höchsten Grade unvollkommen das werden Sie wissen . . .

Fr. v. C. O ja, besonders bei den Weibern!

Leontine. Und zwar so äusserst unvollkommen, daß man sich nicht genug Mühe geben kann sie zu verbessern. Der Umgang, den die Menschen mit einander pflegen, vergrössert diese Unvollkommenheit noch, statt daß er sie bessert . . .

Fr. v. C. Eben deßwegen muß man die Männer entbehren lernen wie ich!

Leontine. Das Verderben in der Welt ist allgemein, und das Gute mit dem Bösen schon zu sehr vermischt, als daß die Reinigkeit des Geistes die Oberhand behaupten könnte.

Fr. v. C. Eingelenkt, liebe kleine Schulmeisterinn, alles dies ist mir wieder viel zu hoch!

Leontine. Patientia! Patientia! meine Tochter, es wird Ihnen nach und nach schon einleuchten. — Man muß sich also über sich selbst zu erheben wissen, wenn man zu der Vollkommenheit gelangen will, die den reinen Geistern Muth zur Gemeinschaft mit uns Menschen macht. Aber sagen Sie selbst wie kann dies geschehen, wenn wir uns nicht bekehren. Wenn wir täglich mit irrdischen leichtsinnigen, veränderlichen Geschöpfen umgeben, deren Geist eben so sehr an der Materie klebt, als das ganze Menschengeschlecht, weil es nicht eingeweiht ist.

Fr. v. C. O wehe, liebe Leontine, nur hierüber keine weitläufige gelehrte Abhandlung, sonst laufe ich davon!

Leontine. Ich will mich kurz fassen. Wie kann dies geschehen — sag ich — wenn wir uns nicht mit Gewalt von unreinen weltlichen Dingen losreissen, die den Himmelsgestirnen zuwider sind? Wie können wir uns in diesem verworffnen Zustande mit den reinen Geistern zu vereinigen suchen, die uns zur himmlischen Weisheit, zur englischen Reinigkeit, zur gelehrten Einsicht, zur Erkenntnis der hohen Dinge führen? Auf diese Art würden wir auf unserer Erde ewig umsonst nach einem Schuzgeist schmachten müssen, und am Ende vor Wehmuth den Verstand verlieren!

Fr. v. C. Ei bewahre, man verliert ihn gewiß schon vorher, wenn man so was erwartet. — Aber wer sind denn diese sogenannten reinen Geister?

Leontine. Es sind hohe himmlische, unsterbliche, überirrdische Wesen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, die ihre größte Freude daran haben, für eingeweihte Menschenkinder Liebe zu empfinden. Ich will mich kurz fassen, es sind Wesen von unsichtbarer Gattung, von äusserster Schön=

heit und Glanz, von erhabener Natur, ohne Fehler, ohne Wünsche und Leidenschaften, die nur auf der Erde die tauglichsten Menschen aufsuchen, um sich mit ihnen auf ewig vermählen zu können.

Fr. v. C Ei das ist ja allerliebst, dann bekommen doch unsere Mädchen auch alle Männer!

Leontine. Nur nicht zu voreilig geschlossen! das tiefe Sittenverderbnis unsrer Zeiten und die Leidenschaften die über das menschliche Herz so zügellos herrschen, haben diese reinen Geister von der Erde verbannt, und sie schwuren unter einander — doch ich will mich kurz fassen.

Fr. v. C. (Für sich.) Und schwazt schon eine Stunde in ellenlangen Tiraden. (Laut.) Weiter wenn ich bitten darf!

Leontine. Sich nie wieder in eine menschliche Freundschaft einzulassen, ehe sie den Sterblichen in den sie sich verlieben geprüft haben, der um ihren Schuz bittet. Haben sie aber auch einmal einem Sterblichen ihre Liebe und ihren Schuz zugesagt, dann kann er sich in jedem Falle auf sie verlassen,

da ihre Zahl Legion ist, und einer dem andern die Hand bietet.

Fr. v. C. Ists möglich? Sie lieben also gerade so treu als unsere bessern Jünglinge auf der Erde?

Leontine. Das versteht sich, noch weit treuer *) aber auch eben so eifersüchtig. Sehen Sie meine Freundin, wer sich zuversichtliche Hoffnung machen will, von einem aus ihrer Schaar geliebt zu werden, der muß durch uns jede irrdische Bekanntschaft entfernen, sonst wird er dieser hohen Gnade ewig nicht theilhaftig. Alles dies und noch weit mehr von der reinen Natur der himmlischen Geister hab ich mit meiner Tante in hebräischen und kaldäischen Büchern gefunden, die in der ganzen Welt sonst nirgends mehr zu haben sind, als gerade bei mir. Natürlich erzeugte dies dann in mir die Begierde nach dem völligen und schnellen Besiz eines solchen Geistes, um dadurch die Unwürdigkeit meiner unreinen Geburt zu verbessern.

---

*) Ist das wahr deutsche Jünglinge?

M. A. E.

Fr. v. C. Wie weit sind Sie denn in Ihren heissen Wünschen schon gekommen?

Leontine. Leider noch gar nicht weit, wenn ich schon fast jede Stunde im Tag mit Beschwörungen zubringe. Alle meine mühsamen Beschwörungen sind bis jezt ohne Wirkung geblieben, da meine irrdischen Geschäfte mich zu sehr zerstreuten.

Fr. v. C. (Für sich) Es hilft alles nichts, sie ist unheilbar! (laut.) Wie wärs aber, liebes Mädchen, wenn sie mit mir auf mein Landgut zögen?

Leontine. Gerne, nur müssen Sie mir heilig versprechen, mich in meinen geheimen Geschäften nicht zu stören.

Fr. v. C. Das will ich! (Für sich.) Noch diesen Versuch, und dann keinen mehr! (laut.) Halten Sie sich in wenig Wochen zur Abreise bereit, und grüssen Sie mir indessen Ihren allerliebsten, scharmanten, unvergleichlichen Schuzgeist. Auf Wiedersehen, leben Sie wohl!

Wer wird sich wohl wundern, daß Frau von Corti ihre Freundin verließ, ohne von

dem Engländer ein Wörtchen angebracht zu haben? Sie sah nur zu gut, daß in diesem Augenblikke mit dem halb überschnappten Mädchen nichts anzufangen war. Auf ihrem Landgute glaubte sie Leontinen doch wenigstens vor auffallenden Beweisen ihrer Narrheit sichern zu können, wenn anders an ihr sonst nichts mehr zu bessern sein sollte. Zugleich hoffte sie nun nicht ferner mehr auf ihre Verbindung mit dem Lord, da sie jezt mehr als je überzeugt war, daß sie nie glüklich werden könnten. Im Grunde grollte sie über den sonderbaren Mann wohl gar ein bischen, da er sich so plözlich ohne wirklichen Abschied ihrem Umgang entzogen hatte. Die Eitelkeit die im Stillen auch bei dem besten Weibe ihr Wesen treibt, konnte sich nicht darin finden. Sein ganzes Betragen schien ihr mehr als räthselhaft, und doch konnte sie sich nicht überzeugen, daß er in ihrem Umgange einst Langeweile gefunden habe. Aufrichtig gesprochen, sie entbehrte ihn sehr ungern ohne selbst recht zu wissen warum? — Doch war sie zu stolz ihm nur den kleinsten Schritt entgegen zu thun. Er wird schon wieder kommen,

wenn ihm was an mir gelegen ist, dachte das heiter launigte Weib, und ließ es indessen dabei bewenden.

Wir wenden uns jezt wieder zu Leontine, die von einem neuen Abentheuer überrascht in der größten Angst schwebte. Ein kühner Sterblicher hatte es wieder gewagt, an sie zu schreiben. Es hätte zwar in ihrer Willkür gestanden den Brief uneröffnet zu lassen, allein was thut man in der ersten Angst nicht alles? Auch sie stammte ja von der ersten Mutter her. Es mochte nun den Schuzgeist verdriessen oder nicht, genug der Brief mußte erbrochen werden.

Schönes, reizendes Fräulein!

Auf den Flügeln der Liebe eile ich, Ihnen eine Neigung zu entdekken, die sich leider meiner ganzen Ruhe bemeistert hat! O glauben Sie mir, Sie sind schöner als die jungen Blümchen im Mai, schöner als das frische Gras im Frühling. Davon selbst am besten durch Ihren Spiegel überzeugt, werden Sie es mir doch hoffentlich nicht verdenken, wenn

ich aus Liebe dahin welke wie der sich entblätternde Baum im Herbst. Mein Alter ist dem Ihrigen gleich; und .... ha, es kömmt jezt bloß auf Sie an, auch über meine Figur zu entscheiden! Aber! ach, sie hält der Ihrigen nicht das Gleichgewicht, der Abstand ist so groß als der Raum zwischen Sonne und Mond. O Engel, nur ein barmherziger Blik von Ihnen, und es stürzt zu Ihren Füssen um Sie ewig anzubeten Ihr

Karl Galino.

Und wäre dieser Brief auch noch so übertrieben affektirt und empfindelnd gewesen, als er war, mehr Eindruk hätte er auf die eitle Leontine nicht machen können, als er wirklich machte, Sie schämte sich zwar es einzugestehen, sie zitterte vor den Vorwürfen ihres Schuzgeistes, aber doch vermochte sie es im ersten Augenblik nicht, dem geheimen Wohlbehagen zu gebieten. Ein klügeres Mädchen würde diese kriechende Sprache verachtet, der übertriebenen Schmeichelei nicht getraut haben, aber ihr fiel so was nicht ein.

Sie wurde nicht einmal darüber mißtrauisch, daß der neue Anbeter bloß von ihrer und seiner Figur, und weder vom Herzen noch von der Denkungsart sprach. Zwischen diesem und dem Ton des Engländers dünkte sie ein himmelweiter Abstand, wäre der Schuzgeist nicht gewesen, dieser süsse Held hätte vor allen andern den Triumph davon getragen. Aber nach der ersten Ueberraschung kehrte auch ihre Fassung wieder zurük, und sie entschloß sich fest und unerschütterlich den Brief nicht zu beantworten. In der Treue ein bischen straucheln, dachte sie, kann jedes Mädchen, aber fallen muß sie nicht.

Reue und Gewissensbisse marterten sie viele Nächte hindurch. Der beleidigte Schuzgeist erschien ihr im Traume voll Grimm und Wut. Er hielt ihr mit feurigen Zügen in eine schwarze Tafel gegraben, das Verbrechen vor, daß sie an ihm aus Neugierde und Eitelkeit begangen hatte. So erzürnt hatte sie ihn noch nie gesehen. Ihre Angst war unaussprechlich groß, sie artete in wilde Fantasie aus. Man fand die arme Verbrecherin einige Morgen nacheinander halb todt in ih-

rem Zimmer liegen; es kostete Mühe ihre abgespannten Nerven wieder in Ordnung zu bringen. Alle Anwesenden hielten sie für völlig verrükt, und riethen zu den Ketten; nur Frau von Corti nicht, die sie unter allen am besten kannte. Zu allererst entfernte sie den unklugen Arzt, der ihre Krankheit nicht in der Seele, nur im Körper suchte. Vermuthlich würde er sie durch überflüßige Arzneien noch kränker gemacht haben, denn der Mann kannte ihren Seelenzustand, der mit dem körperlichen so genau verbunden war, ganz und gar nicht. Eine wichtige Rüksicht für Aerzte bei Nervenkrankheiten, wenn sie in der Kur glüklich sein wollen. Leontinens Gesundheit erholte sich mit sehr wenig Arznei unter den Händen ihrer klugen Freundin bald wieder. Diese verstand es vortreflich, sich in die hochgespannten Affekten der unglüklichen Schwärmerin zu schmiegen; sie schwärmte oft sogar selbst mit ihr, nur um ihr ganzes Zutrauen zu gewinnen. Indessen harrte Karl Galino auf eine Antwort, aber er bekam keine. Dies verdroß den hizzigen Italiener so sehr, daß er

sich

sich über sie in öffentlichen Gesellschaften auf die unbarmherzigste Weise belustigte. Leontine wurde jezt mehr als je leider das allgemeine Stadtgespräch; ihre Ehre hatte den lezten Stoß erhalten. Wer sich über sie nicht lustig machte, prophezeite ihr doch wenigstens daß sie ehelos sterben würde. Man sagte ihr sogar anstößige Dinge nach, so unschuldig sie im Grunde war; denn niemand wollte begreifen daß ein Mädchen in diesen Jahren sich bloß mit einem eingebildeten Liebhaber begnügen könne. Es hieß, sie sei eine Heuchlerin, und treibe ihr Wesen im Stillen. Mehrere sagten sogar ganz laut, hinter dem Schuzgeist stekke eine verkappte Mannsperson; Andere hielten sie für eine Schwarzkünstlerin, wieder andere meinten sie habe mit dem Bösen † † † einen Bund geschlossen, der bei ihr die Rolle eines Schuzgeistes spiele und sie oft so plage, daß sie Konvulsionen bekomme, u. s. w. Jeder glaubte um so mehr seinen Verdacht bestätigt, da man Leontinens Abreise erfuhr! Auch der edeln Corti, die jezt auf schnelle Abreise drang, wurde manche verläumderische

Schlakke angehängt. Der grosse Haufe konnte es durchaus nicht begreifen, daß sie sich ohne eigennüzzige Absichten von der halb närrischen Leontine so viel gefallen lassen könne. Man zog sie ohne Schonung mit in den Verdacht einer heimlichen liederlichen Lebensart, und behauptete mit der abscheulichsten Bosheit, beide Damen theilten unter sich ihre Anbeter und Ausschweifungen. — Daß doch die Menschen gerade darum, weil sie im ganzen selbst nicht viel taugen, den wenigen Edeln gar keine Gerechtigkeit widerfahren lassen! O dies sind traurige Beweise für das Verderbniß des Menschengeschlechts!

Wer eine edle Aufopferung in der Freundschaft, einen hohen Grad der Tugend und Menschenliebe glauben soll, muß alle diese Vorzüge selbst besizzen, oder ihrer doch fähig seyn, sonst bleibt er ewig Zweifler. Daher kömmt es eben, daß oft die schönsten erhabensten Handlungen in der Welt mit stupidem Stillschweigen übergangen, oder mit Lästerungen vergolten werden. Gerade so wurde der Edelmuth der trefflichen Corti vergolten, die nicht um Beifall, nur um ihres Herzens willen

so handelte. Zum Glükke besaß sie genug Karakterfestigkeit, und ließ sich in ihrem geraden Gange nicht stören. Man mochte sie auch noch so lieblos verläumden; keine elende Menschenfurcht schrekte sie zurük. Sie war nichts weniger als schwaches Weib, die darum aufhörte edel zu seyn, weil Unedle sie nicht begreifen konnten, und lästerten.

Mit diesen unserm Geschlechte sonst nicht so sehr eignen Grundsäzzen ausgerüstet, fuhr sie noch immer fort an Leontinens Besserung zu arbeiten, so gering auch immer der Erfolg war. An Standhaftigkeit und Grosmuth fehlte es ihr nicht, aber sehr oft an guter Gelegenheit und zufälligen Umständen. Um so mehr da sie Leontinens Thorheiten durchaus nicht mit Schärfe angreifen wollte. Sie wußte wohl daß dies nicht der Weg sey, die Verirrte zu bessern. — So gewann die kluge Corti immer mehr und mehr ihr Zutrauen, und Leontine freute sich in einzelnen gesunden Augenblikken selbst der treflichen Behandlung ihrer so ganz edeln Freundin. Ausser ihrem Schuzgeist war sie ihr das Theuerste auf der Welt geworden. Es gehörte freilich un-

ausſprechlich viel heitere Laune dazu, ein Mädchen mit Geduld zu ertragen, wie Leontine war. Aber wie geſagt, dies kam dem guten Weibe gar nicht ſo ſauer an, da ſie ſo billig war, auch ihre Eigenſchaften in Anſchlag zu bringen.

Leontine durfte auf dem Landgute wo ſie ſich ſchon eine geraume Zeit befanden, ungeſtört ihr kabbaliſtiſches Weſen treiben, für alle ihre Bedürfniſſe ſorgte ihre Freundin. Das Zimmer, deſſen Einrichtung ſie ſelbſt beſorgte, ſah ſo komiſch aus als möglich. Auf ihren Befehl wurden die ſchwarzen Breterwände mit hellblauer Farbe angeſtrichen, auf die Dekke des Zimmers ſilberne Sterne gemalt; Vorhänge, Bettſtatt und Thüren beſtanden aus ſchwarzen und feuerrothen Streifen, um wie ſie ſagte den böſen Geiſtern den Eingang zu verſperren, u. ſ. w. In der Mitte des Zimmers ſtand, wie vormals bei der alten Biankini, ein ſchneeweiſer Altar mit Todtenſchädeln, Büchern, Wachslichtern u. ſ. w. bedekt. — Einen Schreibtiſch zum Studieren wollte ſie nicht, da es ihr einſt geträumt ſie müſſe kniend ſtudieren, um ihren Schuz-

geist schneller zur Erscheinung zu bewegen. — In einer Ekke des Zimmers stand auch noch ein Puztisch, der aber wirklich vor ihr gute Ruhe hatte; in der andern ein überstäubter Flügel, den sie in drei Monaten kaum einmal berührte. Alle übrigen weiblichen Beschäftigungen hatte sie längst vergessen. Das ganze Zimmer war auch am hellen Tage immer dunkel, bloß der düstere Schein einer kleinen Lampe beleuchtete es ein wenig. Wenn Frau von Corti mit der eingeschlossnen Leontine sprechen wollte, so mußte sie von aussen darum bitten; sogar bei Tische leistete ihr das Mädchen nur selten Gesellschaft. Meistens bat sie, daß man ihr die Speisen aufs Zimmer schikke, die sie dann unter der halb offnen Thüre in Empfang nahm. Frau von Corti wäre in der alten Burg an der Seite einer so menschenscheuen Stubensizzerin aus Langerweile sicher gestorben, wenn sie sich nicht mit guten Handlungen und freundschaftlicher Korrespondenz, mit Lesen und Denken zu unterhalten gewußt hätte.

Die Einsamkeit gab ihrem Herzen noch weit mehr feines Gefühl, als es schon hatte. Das

leise Andenken an den Engländer, von dem sie seither nicht das geringste mehr gehört hatte, wachte auch wieder in ihr auf. Sein Schiksal lag ihr schwer am Herzen, sie wünschte ihn glüklich zu wissen, und vermochte es doch nicht, etwas dazu beizutragen. Sie schrieb eben deswegen überall hin, erkundigte sich sehr genau, wo er allenfalls seyn möchte, aber sie erfuhr kein Wörtchen. „Er wird sich doch um Leontinen willen nicht gar erschossen haben?“ — Dies war der traurige Gedanke, der ihr in schwermüthigen Stunden oft durch den Sinn fuhr. Bei kälterer Ueberlegung konnte sie sich davon zwar kaum überzeugen, da er ihr dazu ein allzu vernünftiger Mann schien. Nur der Troz mißfiel ihr, mit dem er sie ohne die geringste Erklärung damals so schnell verlassen hatte. „Was für seelige Stunden könnten wir hier jezt ungestört verplaudern, wenn er noch mein Freund wäre!“ seufzte das gute Weib sehr oft, und eine Thräne, wie sie nur die heimliche Leidenschaft weinen kann, rollte über ihre Rosenwangen. Aufrichtig gesprochen, das gefühlvolle Weib fühlte in ih-

rem Herzen eine gewisse Leere. Aber wo sie ausfüllen, da sie nur Einen kannte, der es vermochte? In Spanien hatte sie zwar noch einen jüngern Bruder, an dem ihr Herz sehr hieng; aber dieser Bruder war eben doch kein Engländer.

Mehr als einmal beneidete sie jezt Leontine um ihren dumpfen fühllosen Zustand, bei dem sie sich so wohl zu befinden schien. Sie irrte sich, das Mädchen war gewiß nicht so glüklich, als sie dachte, denn auch in ihr regten sich ähnliche Gefühle, nur unter einer andern Gestalt. Sie sehnte sich eben so leidenschaftlich nach ihrem Schattenbilde, als sie sich nach dem Engländer, und doch konnte sie nach der Vernunft zu urtheilen, ewig nie mit Gewißheit auf seinen Besiz rechnen. Ihre Liebe war Täuschung die über kurz oder lang den empfindlichsten Ausgang nehmen mußte.

Wer hätte es aber auch wagen können, sie im Augenblik davon zu überzeugen, wo sie ihrer Freundin ins Gesicht behauptete, der Schuzgeist lasse sich bei ihr wirklich alle Nächte hören? — Ein lautes Gelächter war die Antwort unserer Corti, die diesmal von dem

festgesezten Plane abwich. Sie mußte lachen, denn die ganze Beschreibung, die ihr Leontine davon machte, war so abentheuerlich als möglich. — „Entweder ist es ein neuer Spuk Ihrer Einbildungskraft, oder es gehen Betrügereien vor;“ erwiderte ihr das ungläubige Weib. — „Ich will mein Leben verloren haben, wenn mir der Schuzgeist nicht alle Nacht erscheint,“ — schrie ihr Leontine zornig entgegen. Aber die Dame glaubte es nicht, und wenn sich das erhizte Mädchen auch noch so sehr ereifert hätte. Indessen schien ihr das Ganze doch einiger Aufmerksamkeit würdig, da sie Gefahr damit verknüpft glaubte. Nicht übernatürliche Dinge waren es, die sie befürchtete, aber natürliche die etwa mit einem Betrug verwandt sein möchten. Sie stellte unter dem Gesinde sogleich das schärfeste Verhör an, und lies jedes Winkelchen in der Burg genau durchsuchen. Alles dies geschah mit einem Scharfblik, der dem schlausten Polizeidiener Ehre gemacht hätte, und doch entdekte sie — nichts! Zu noch grösserer Vorsichtigkeit, wurden in die Nebenzimmer zwei vertraute Bedienten

gelegt, die der Sache auflauren mußten. Aber wie sehr erstaunte Frau von Corti, als diese ihr am andern Morgen betheurten, sie hätten eine himmlisch schöne Musik gehört, ohne entdekken zu können, wo sie herkomme? Dasselbe betheuerte auch Leontine wieder, nur mit dem Zusaz, es haben während der Musik Feuerstrahlen in ihrem Zimmer gespielt, die dem blauen Sternhimmel ein göttliches Aussehen gegeben hätten. Die süsse Musik — fuhr sie fort — habe sie zwar aus dem Schlafe aufgewekt, aber schnell sei sie wieder so entzükt eingeschlummert, daß sie sich in den Himmel versezt glaubte. Auch bat sie ihre Freundin mit siedheissen Thränen, dieses reine Geisterspiel doch ja nicht mehr durch sündhaften Unglauben zu stören, wenn sie ihre Verzweiflung nicht erleben wolle. — Das Mädchen bat wirklich so rührend, daß ihr Frau von Corti alle mögliche Schonung versprach. Von nun an that sie auch keinen Schritt mehr, dies Spiel näher zu untersuchen, da sie das Ganze bloß für ein Werk ihrer erhizten Fantasie hielt.

Schon waren wieder einige Tage vorüber, und Leontine fuhr noch immer fort, jeden Morgen unbegreifliche Szenen zu erzählen. Einmal wollte sie ihren Schuzgeist in der schönsten Jünglingsgestalt gesehen haben, ein andersmal war sie wieder im höchsten Grade gebeugt und jammerte erbärmlich, daß er sich ihr bloß darum nicht nähere, weil Frau von Corti ihn durch Unglauben beleidigt habe. Kurz, die gute Dame mußte in diesem kritischen Zeitpunkte weit mehr von ihr ertragen, als sonst. Bald wurde sie mit Vorwürfen, bald mit Freudenergiessungen überhäuft, nachdem die Erscheinung glüklich oder unglüklich ablief. Am Ende wurde Leontinen die Zeit selbst zu lange, sie konnte nicht begreifen, warum der unbarmherzige Schuzgeist sie so lange aufzöge, ohne ihr wirklich zu erscheinen? Darüber erreichte ihre Leidenschaft für den unsichtbaren Liebhaber auch den höchsten Grad. Die martervollste Unruhe vergrösserte ihren Wunsch. Dem feurig liebenden Mädchen genügte es nicht mehr, sich mit dem schönen Jüngling bloß im Traume zu unterhalten, sie wollte ihn auch sprechen, sich an

sein Herz schmiegen, und ihn um ewige Vereinigung bitten. Das geliebte Schattenbild beschäftigte zwar ihre Einbildungskraft, aber es füllte die Herzensleere nicht aus, der sie keinen Namen zu geben wußte. Eine sanft schmachtende Schwermuth bemeisterte sich ihrer. Wirklich war sie offenherzig genug diese für sie so räthselhaften Gefühle der Frau von Corti anzuvertrauen, mit der feurigen Bitte ihr nur eine einzige Nacht Gesellschaft zu leisten. Die Bitte wurde gewährt, aber nur unter der Bedingung, daß Thüren und Fenster sorgfältig verriegelt seyn müßten. Leontine ließ sich um der Gewährung ihrer Bitte willen Alles gefallen, und die beiden Damen sezten sich ohne Angst auf den Sofa. Vor ihnen stand ein kleines Tischchen mit einer Flasche Wasser, und zwei geladenen Terzerolen. Es war gerade eine finstre wetterschwangre melankolische Sommernacht. Der Wind sauste und brüllte von allen vier Seiten her so arg um die alte Burg hin, daß jeden ihrer Bewohner ein Grausen befiel. Ein Regensturm jagte den andern. Die Blizze kreuzten sich fürchterlich. Der Uhu ächzte,

und die hohläugichten Todtenschädel auf dem Altar schienen melodisch mit zu seufzen. Häufige Donnerstreiche, heftige Windstösse und das Geheul des Sturmes vereinigten sich nun endlich, unsern Damen wahre Todesangst einzujagen. Sie sassen in stummer Betäubung da und lasen. Leontine an solche Auftritte gewöhnt, las zwar sorgloser als Frau von Corti in ihrem Zauberbuche, aber doch war es ihr auch schwül ums Herz. Frau von Corti blätterte in Biondette, einer der gräßlichsten Geistergeschichten. In der That eine unzwekmäßige Lektür für diese Augenblikke; aber auch die klügsten Weiber lesen doch oft gerne etwas, das ihre Fantasie noch mehr entflammt, da so was mit ihren tiefen Gefühlen in der engsten Verbindung steht. Kein Wunder wäre es gewesen, wenn Frau von Corti in dieser Seelenstimmung wirklich an Geister geglaubt hätte, so gespannt war sie. Aber so weit kam es mit ihr doch nicht, sie behielt ihre völlige Vernunft und Fassung.

Jezt schlug die dumpfhallende Glokke zwölf Uhr, und mit dem Schlage folgte in der Natur eine plözliche Wetterpause. Es schien als

ob der Himmel über alles sanftere Gefühle aushauchen wolle. Dieser süsse Uebergang vom Sturm zur feierlichen Stille stimmte auch die Damen zu sanfteren Gefühlen. Leontine dachte an ihren Schuzgeist, und Frau von Corti an ihren Engländer. Jede saß in ihre eigne Gedanken vertieft da, und keine wagte es das feierliche Stillschweigen zu unterbrechen, als die lang erwartete Musik sanft in die Ohren zu tönen begann. Frau von Corti wollte mit dem Terzerol in der Hand voll rascher Neugierde dem Schalle nacheilen, aber Leontinens flehender Blik hielt sie zurük. „Machen Sie mich durch Ihre übereilte Hizze nicht unglüklich!“ — Seufzte das schmachtende, ganz hingerissene Mädchen — „heute muß es sich ja ohnehin entscheiden!“ — „Nun so lassen Sie mich doch wenigstens nur meine Dienerschaft fragen, ob sie es auch hört„ — erwiderte ihre Freundin, und es geschah. Die guten Leute, denen der Angstschweiß über die Stirne lief, bejahten es, doch sezten sie hinzu, sie wissen nicht wo die Musik herkäme?

Leontine. Freundin ich beschwöre Sie bei allem was heilig ist, warten Sie das Ende ruhig ab!

Frau von Corti. So wahr Gott lebt, bloß Ihnen zu lieb, sonst wollte ich diese Komödie bald ausspielen helfen.

Leontine. Um Gotteswillen nur leise, sonst erscheint er nicht!

Fr. v. C. (Ironisch.) Geben Sie Acht, heute nähert sich Ihnen der bescheidene Schuzgeist sicher nicht.

Leontine. O gewiß, ganz gewiß, mein Herz sagt es mir.

Fr. v. C. Das meinige sagt mir auch etwas, aber ich verstehe es nicht recht. Es sind so dunkle, freudige, wehmüthige Ahndungen, Gott weiß woher sie kommen?

Leontine. (Freudig.) Vielleicht erscheint mein Schuzgeist in Gesellschaft, und bringt Ihnen auch einen geistigen Bräutigam mit.

Fr. v. C. Gott bewahre! Ich wünsche mir keinen — wenigstens keinen der mir nicht gleicht.

Leontine. Sie sind eine sinnliche, ungeweihte Frau!

Fr. v. C. Wie sonderbar, was soll ich mit einem Schattenbilde von einem Bräutigam anfangen? Ich konnte mich ja nicht einmal seines Umgangs freuen, ihn nicht sprechen, nicht küssen.

(Die Musik dauert noch immer.)

Leontine. Da muß man sich eben mit dem reinen und seeligen Andenken begnügen.

Fr. v. C. Und sich über einen Phantom zu tode martern? Ich verwette meinen Kopf Sie denken in diesem Augenblik anders als sie sprechen.

Leontine. (Schlägt erröthend die Augen nieder) Ja — freilich ....

Fr. v. C. Nu was denn? Nicht wahr, Sie sehen doch endlich selbst ein, daß der Schuzgeist Sie nur äfft?

Leontine. (Heftig.) O das nicht, das nicht, treulos möchte ich ihm um alle Welt nicht werden! Aber! ...

Fr. v. C. (Spannt sie immer weiter) Aber?

Leontine. (Geziert.) Hm, ich möchte eben daß er ...

Fr. v. C. Daß er so aussähe wie jeder andere Jüngling. Oder ists nicht so?

Leontine. (Verbirgt das Gesicht) Ach was!

Fr. v. C. Nur heraus mit der Sprache, es macht Ihnen keine Schande.

Leontine. (Feuerroth.) Nun ja er soll die Gestalt eines Sterblichen haben, aber dem ungeachtet ein reiner Schuzgeist bleiben.

Fr. v. C. So! Sie dürfen ja nur befehlen wie er Ihnen erscheinen soll.

Leontine. (Weint.) Foppen Sie mich nur nicht immer so arg!

Fr. v. C. (Sanft.) Leontine! So gefallen Sie mir mit dieser freimüthigen Herzenssprache tausendmal besser, als wenn sie noch länger die afektirte Heuchlerin spielten.

Leontine. (Seufzt.) Ach, wenn meine Wünsche doch nur auch einmal erhört würden!

Fr. v. C. Und die bestehen?

Leontine. In dem unaussprechlichen Vergnügen ihn zu sehen!

Fr. v. C. Was denn für einen ihn?

Leontine. Wer anders als mein innig geliebter Schuzgeist?

Fr. v. C. Dachte ich doch Sie würden etwa gar den Engländer, oder den Galino nennen.

Leontine.

Leontine. O pfui, nur Er, nur Er ist meinem Herzen theuer. Wenn er doch nur käme!

Ein Fremder stürzt in diesem Augenblik zu ihren Füssen und ruft:

Hier ist er! Hier ist er!

Leontine. (laut schreiend.) Wehe mir, ich bin schändlich betrogen!

Fr. v. C. (Rasch.) Mein Bruder aus Spanien?

Fremde. Dein Bruder aus Spanien!

Fr. v. C. (Fällt ihm um den Hals.) Warte, lieber Heuchler, ich will dir deinen Betrug mit Küssen bezahlen!

Fremde. Verdient Liebe Strafe?

Fr. v. C. Aber um Gotteswillen wen liebst du denn, eine Person die dir nur aus Briefen bekannt ist?

Fremde. O liebe Schwester, ich hause schon länger in dieser Gegend als du weißt!

Fr. v. C. Ah ha, nun geht mir ein Licht auf! —

Leontine. (Weint vor Aerger.)

Fremde. Weinen Sie nicht, liebes Fräulein, meine Schuzgeistsrolle hat nun ihr Ende

erreicht. Es kömmt jezt bloß auf Sie an, mir Verzeihung anzukündigen oder nicht. Ich glaube zwar in ihrer Achtung nichts verloren zu haben, da ich Sie auf diese Art von einer Täuschung zu heilen suchte, die am Ende Ihre sonst so schöne Vernunft ganz zerrüttet hätte. Meine Schwester hat mir nach Spanien absichtlos von Ihren guten und schlimmen Eigenschaften geschrieben, und sogleich entstand in mir der Entschluß zu Ihrer Rettung persönlich beizutragen was ich könnte!

Fr. v. C. Ach du menschenfreundlicher Bruder! Du hättest aber doch dein Herz in Spanien lassen sollen.

Fremde. Stille liebe Schäkerin! Ich kam an, ich sah Sie mein Fräulein, ohne daß Sie es wußten, und fühlte für Sie innige Liebe die mit herzlichem Mitleiden vermischt war. Schon lange spiele ich, bloß zu Ihrer Besserung und um Ihren Besiz, mit noch einem Gefärten diese Rolle.

Fr. v. C. (Naif.) Mit Erlaubniß Herr Bruder, wer ist denn der saubre Gefärte?

Fremde. Haben Sie gefragt Frau Schwester? — Fräulein Leontine kehren Sie wieder zu der holden weiblichen Natur zurük, ich will alles anwenden diesen Entschluß ausführen zu helfen, will nie murren wenn Ihre Besserung nur langsam geht, aber ... verschmähen Sie nicht ein Herz, daß Ihrer gewiß nicht unwürdig ist.

Fr. v. C. Eingeschlagen liebes Mädchen, daß der arme Bettler nicht etwa verzweifelt.

Fremde. (Sanft flehend.) Darf ich hoffen?

Leontine. (Mit starrem Blik.) Ich bin aus einem fürchterlichen Traume erwacht!

Fremde. Vergessen Sie was vorgieng, lassen Sie sich nie wieder von Ihrer Fantasie täuschen, und schenken Sie mir zum Lohne Ihre Liebe!

Leontine. (Sinkt lautschluchzend an seinen Busen.) Gerne — gerne — aber ich verdiene die Ihrige nicht.

(Pause.)

Fr. v. C. Nun Brüderchen, hast du dich bald satt geherzt und geliebt?

Fremde. O Schwester, ich werde gewiß glüklich, nur ihre Fantasie war verdorben, nicht ihr Herz.

Fr. v. C. Amen! Amen! Gott gebe seinen Segen dazu! Aber der Gefährte? —

Fremde. Gleich! Gleich! (Führt ihn hervor.) Kennst du ihn, Schwester?

Fr. v. C. (Verräth sich.) Gott im Himmel, es ist unser Engländer!

Engländer. Und Ihr Gatte Madam, wenn Sie wollen?

Fr. v. C. Sie überraschen mich . . .

Engländer. Unsere Herzen haben uns längst überrascht!

Fr. v. C. Ich dachte Sie verloren!

Engländer. Ich Sie nicht!

Fr. v. C. Warum nicht!

Engländer. Weil ich mich Ihrer würdig fühle, und das Gerücht vom Brautstand nachher falsch fand. Madam, wir sind auf immer und ewig Ehleute, ich habe ein warmes redliches Herz, und bin ein ehrlicher Mann.

Fr. v. C. Und ich ein freimüthiges ehrliches Weib, die sich bei einem so köstlichen Fund nicht gerne ziert. Hier ist meine Hand — das Herz gieng voran.

Fremde. Bravo Herzensschwesterchen, heute also doppelte Hochzeit!

Fr. v. C. Nu ja, aber erst dann, wenn die Verräther die sich wie wahre Diebe in Herzen und Zimmer zu schleichen wissen, ganz entlarvt sind. Aufrichtig, wer hat Euch ums Himmels willen zu dem ganzen Spuk geholfen, und wie seid ihr ins Zimmer gekommen?

Fremde. Durch Hilfe der Dienerschaft und eines künstlichen Wandschiebers.

Fr. v. C. Also richtig auch alles gehört was wir allein sprachen?

Fremde. Alles!

Leontine. Ich schäme mich zu tode!

Fr. v. C. Nur stille, heute soll von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herz nichts klingen, als — es ist doppelte Hochzeit!

Alle. (Im Einklang der Freude.) Heute doppelte Hochzeit! Heute doppelte Hochzeit!

Manchem wird Leontinens Veränderung schnell vorkommen. Noch war sie bis jezt nicht ganz geändert, aber doch durch rasche Erschütterung aus der Täuschung aufgewacht, und auf dem sichersten Wege es an der sanft leitenden Hand eines Gatten zu werden. Dem

kolerisch melankolischen Engländer fehlte es zu Ihrer Besserung an Geduld, aber nicht an Grosmuth einen andern dazu aufzufordern, der mit dieser Absicht ins Land kam, und den er aus Zufall kennen lernte. Der Bruder unserer herrlichen Corti war ein eben so edler junger Mann als sie ein edles Weib ist. Leontinens Schiksal rührte ihn, er wollte mit grosser Aufopferung seiner Schwester helfen eine That krönen, deren nur solche Menschen fähig sind. Die meisten streifen sich da wo ihnen an Freunden Fehler aufstossen ab; aber so dachten diese trefflichen Seelen nicht. Es fehlte dem jungen Manne auch gar nicht an Sanftmuth und Vernunft eine Gattin zu bessern, die noch jung genug war, um guten Eindrükken offen zu seyn. Er thats — freilich mit grosser Mühe — und es gelang ihm. Leontine wurde an seiner Seite, im Umgang dieser Guten, am Ende noch ein braves Hausweib, die ihren Mann als Wohlthäter liebte. Von Stunde an machten alle nur Eine Familie aus, und widerholten in frohen Stunden oft: — Es lebe der Schuzgeist! — Heute ist doppelte Hochzeit! —

M. A. E.

Ueber die Erziehung der Fürstentöchter.

Sechster und lezter Brief.

Ich fahre heute fort, meine Liebe, Ihnen meine Meinung über den Ihrem Zögling zu gebenden wissenschaftlichen Unterricht mitzutheilen.

Was die Erdbeschreibung betrifft, so lehren Sie sie einstweilen nur so viel davon, als Sie in Verbindung mit den Anfangsgründen der Naturgeschichte zu wissen nöthig hat, nämlich nur die physikalische und sittliche Geographie, was die politische anbelangt, so darf diese schon noch eine Zeitlang verschoben werden. — Die höhern Lehren und Pflichten der kristlichen Religion müssen ihr jezt auch vollständiger gelehrt werden, nebst so vielen Kenntnissen aus der ältern Geschichte als sie bedarf, um ihr die Verbindung der ältern und neuern Zeit kennen zu lehren.

Endlich lehren Sie sie vorzüglich in diesem Zeitraum die Kunst richtig zu urtheilen. Condillac hat hierüber ein treffliches Werk geschrieben und einleichtend bewiesen, wie leicht es sei die einfachen Wahrheiten einer gesunden Logik dem Verstand der Kinder zu beweisen, und sie ihnen faßlich zu machen. Einige deutsche Schriftsteller haben diese Wissenschaft nicht minder glüklich behandelt, und ihren Unterricht ganz nach der Fassungskraft der Kinder eingerichtet. „Thomas sagt in seiner Lobrede auf einen der grösten Fürsten; um den wahren Nuzzen dieser Wissenschaft einzusehen, bedenke man nur wie oft ein im Rathe gesprochenes unrichtiges Urtheil die grösten Folgen hatte, ja selbst zuweilen den Verfall eines Staats bewirkte!“ —

Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, durch sie zu höhern vorbereitet, lassen Sie nun Ihre junge Fürstin im zwölften Jahre die grosse Wissenschaft der Menschenkenntniß anfangen. Sie muß die menschliche Gesellschaft aus allen nur möglichen Standpunkten betrachten, sie ganz kennen, und es einsehen lernen, daß sich die Menschenkenntniß auf

alle die Kenntnisse bezieht welche sie sich schon erwarb, und noch erwerben soll.

Da alle die welche über die Erziehung der Fürsten geschrieben haben, es wiederholen, daß vorzüglich die Geschichte der Gegenstand ihres Forschens sein soll, so wage ich es hinzu zu fügen, daß der Vortheil den diese gewährt, bloß von der Art des Unterrichts abhängt. — Die Geschichte des Menschen verliert sich oft in die der Völker und Länder, und sollte doch der Grund dieser Ersten ausmachen.

Ein chronologisches Namenverzeichniß, und einige Kenntnisse von den grossen Thaten der Griechen und Römer, muß oft für Kenntniß der Geschichte selbst gelten. Wahr ist es zwar, diese Nazionen bieten uns alles dar, was die menschliche Gesellschaft nur grosses haben kann, sie zeigen uns den Menschen auf einer so hohen Stufe der Bildung, wo alle seine Fähigkeiten sich so glüklich entwikkelten, als es vielleicht je geschehen wird; und besonders gibt uns die leztere die Abbildung eines Staats, einzig in seiner Entstehung, in seinen Fortschritten, in seiner Macht und Grösse

an. Nur darf der, welcher die Geschichte dieser Nazionen studiert auch nicht vergessen, die Geschichte des menschlichen Herzens zu überblikken. Denn wer den Menschen kennen lernen will, der begleite ihn bis in die bürgerlichen Unruhen, bis in den Krieg, bis in das Getümmel der Schlacht, und auch bis in den Schooß der stillen häuslichen Freuden, dann bis zu den glänzenden Epochen der Kultur und ihres Verfalls.

Da die neuere Geschichte mit uns in näherer Verbindung steht, mehr Einfluß auf unsern Wohlstand und unsere Lage hat, so muß sie auch gründlicher gelehrt werden. — Zergliedern Sie Ihrem Zögling ihre vorzüglichsten Begebenheiten, dekken Sie ihr die verborgnen Triebfedern auf, zeigen Sie ihr die geheimen Ursachen, und besonders untersuchen Sie mit ihr genau die Karaktere der Fürsten, ihrer Räthe, und aller der Personen, die mehr oder weniger zu ihrer Bildung beigetragen haben. Nur dann wenn Fürstenkinder auf diese Weise die Geschichte lernen, kann sie ihnen eine Schule der Tugend, der Moral und der Politik werden. Durch die Beurtheilung

der Menschenhandlungen ausser ihrem Stande, lernen sie das wahre Verdienst von dem falschen unterscheiden.

Die Kenntniß der Künste und Handwerke die sich Ihr Zögling zuvor schon erwarb, werden ihm *nun* die Erlernung der Geschichte ihrer Erfindung und Ausbildung erleichtern. Man muß hier dem Fortschritte des menschlichen Geistes von Stufe zu Stufe folgen, sehen wie er sich entwikkelte, vervollkommnete, und endlich die Höhe erreichte, worauf man ihn jezt bewundert.

Dieser Theil der Geschichte wird auch zugleich die junge Fürstin überzeugen, daß Künste und Wissenschaften kräftige Mittel in den Handen eines Regenten sind, die Menschen zu leiten, ihren Wohlstand und ihre Thätigkeit, ihre Betriebsamkeit zu befördern, und zu vermehren.

In Verbindung mit diesem allem, sollte die junge Fürstin sich auch einige Kenntnisse der Handlung und Schiffahrt erwerben, und hier kann ihr dann gezeigt werden, welchen Einfluß auch diese auf den Wohlstand der

Menschen haben, und wie durch sie ihr Glük befördert, und der Staat blühender gemacht wird.

Ehe aber Ihr Zögling die Geschichte der Gesezgebung, und der politischen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft lernt, so geben Sie ihr einen kurzen Begriff von dem Natur- Privat- und allgemeinen Rechte. Wichtig und weit wichtiger als alle andre Wissenschaften ist diese dem Fürsten. — Sie lehrt ihn mit Vernunft und Billigkeit herrschen, ist ihm Führerin auf seiner Laufbahn; sie überzeugt ihn, daß das besondere und allgemeine Recht der Staatskunst, was anziehende und zurükstossende Kräfte der natürlichen Welt sind. — Die Menschenliebe und Klugheit der Fürsten muß jene im Gleichgewichte zu erhalten wissen, wenn nicht jedes Individuum in ungerechten Fesseln schmachten, oder die Bande der Gesellschaft gelöset, und sie nicht zerstöret werden soll. Nach meinem Plan zerfällt die Geschichte in drei Theile: in die bürgerliche, litterarische, und Staatsgeschichte. Beide erstere können in der Zeit eines Jahres gelehrt werden, leztern aber nebst einer

Uebersicht aller Länder und Völker, nach ihrem gegenseitigen Interesse, erfordert einen zweijährigen Unterricht, denn es ist dem Fürsten vorzüglich nöthig, die Lage der Sachen in der gegenwärtigen Zeit kennen zu lernen, in welcher er anfangen soll auf sie zu wirken.

Die politische Erdbeschreibung (Statistik) kann zugleich mit der Geschichte gelehrt werden, nebst der ältern, und den vielen Veränderungen welche die Länder in neuern Zeiten erlitten haben. Die junge Fürstin wird sie auch leichter fassen, wird sie begieriger lernen, wenn sie mit Hülfe der Landkarten sich hier in die ehmaligen grossen Szenen der Geschichte versezzen kann, und dadurch mit weit leichterer Mühe den Gang der gegenwärtigen zu begreifen vermag.

Der Religionslehre fügen Sie in diesem lezten Zeitraum Ihrer Erziehung noch die Lektüre der heiligen Schrift und einen Auszug aus der Kirchengeschichte von unpartheilschen Verfassern bei, überzeugen Sie aber zugleich Ihren Zögling, daß Regenten sich selbst und ihre Unterthanen in grosses Uebel stürzen wür-

den, wenn sie entweder zu wenig für die Religion empfänden, oder durch übertriebenen Eifer sie zu vertheidigen, sich zu Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verleiten liessen.

Auch verbinden Sie nun mit der Lehre der Naturgeschichte einen kurzen Abriß der Experimentalphysik, eine Wissenschaft die eben so angenehm als nüzlich ist, und versäumen Sie dabei ja nicht, Ihren Zögling alle öffentlichen Anstalten kennen zu lehren; sie mögen immer die Bildung der Menschen, oder der schönen Künste betreffen, oder Zufluchtsörter der leidenden Menschheit seyn. Zeigen Sie ihm ihre Vorzüge und Fehler, und untersuchen Sie in ihrer Gesellschaft, wie diesem Uebel abgeholfen werden könne.

Dies wäre so ungefähr das, was eine Fürstin bis in ihr 18tes Jahr zu erlernen nöthig hätte. Die Kenntnisse die sie sich in ihrer ersten Jugend erwarb, haben sich nun erweitert, und sie hat fast alles das gelernt was nothwendig und nüzlich ist. Dessen ungeachtet wird sie noch nichts weniger als völlig ausgebildet seyn, sondern jezt ist sie vielmehr noch verbunden, auf der Grundlage fort zu

wirken, welche ihre Erzieherin in ihre Seele pflanzte, damit ihr Geist die Höhe ersteige, die er zu erreichen fähig ist.

Leider beweißt die Erfahrung, daß die welche die beste Erziehung genossen, wenn sie es versäumten die empfangenen Kenntnisse zu erweitern und anzuwenden, bald wieder in den Zustand hinabsanken, worinn jene sich befinden, deren Kopf bloß mit leeren Albernheiten angefüllt wurde, da hingegen diese durch anhaltenden Fleiß und daurende Anstrengung bisweilen die Fehler einer schlechten Erziehung verbessern, und sich dadurch noch einige Kenntnisse verschaffen können.

Es ist die Pflicht eines jeden Menschen, sein Herz und seinen Geist so weit zu veredlen, als es ihm möglich ist, er muß immerfort sich bemühen sich zu seinem Beruf zu bilden, aber für die Fürsten ist dieses noch weit mehr Pflicht, als für alle andere. — Die Krone wäre eine drükkende Last, ohne das grosse Glük, das sie gewährt, die Mittel zu besizzen, Wohlthäter von tausenden seyn zu können!

Louis.

Blumen auf sein Grab gestreut.

Von F. L.

Siehst Du mich, Louis! — hörst Du mich! — Die Phantasie flüstert mir Dein leises Ja ins Ohr, wie Du mir, als Du noch unter uns wandeltest, die Versicherungen Deiner Liebe, mitten in zahlreichen Gesellschaften, zuflüstertest; und ich kann in diesem Augenblike kaum glauben, was ich sonst nie bezweifelte, daß sie eben so oft nur eine süsse Schmeichlerin ist, als sie uns arme Sterbliche mit leeren Schrekbildern ängstiget.

Doch — sähest und hörtest Du mich auch im Elysium nicht, so denkst Du mich doch. Das grausame Fieber zerstörte das Vehikel Deiner Denkkraft, nicht sie selbst. Als Du von Deiner tödtlichen Nichtbesinnung erwachtest, war ich gewiß einer Deiner ersten Ge-

danken.

danken. Die himmlischen verdrängten ihn nicht, sie nahmen ihn zum Bruder auf; und nun denkst Du mich ohne Zweifel in der ganzen traurigen Lage, in der Du mich zurükliessest, ohne daß die höhere Wonne, in der Du nun lebst, dadurch getrübt würde.

Unerforschliches Geheimniß! Du liebst mich noch, und mein Schmerz stört doch Deine Seeligkeit nicht. — So soll er denn auch die meinige nicht stören! Oder hat mir denn der Vater der Welt, zu dem Du giengst, alle Seeligkeit entrissen, weil er mich meine Arme vergeblich nach Dir ausstreken ließ? — Wenn mir die Phantasie dieses in ihrem Zauberspiegel vorstellt: so will ich dem Blendwerke nicht glauben. Ich liebe Dich — ich beweine Dich; aber ich will seelig bleiben. Dies ist des Vaters Wille; und wenn Er sähe, daß mir, weil er mich Dir nicht anvertrauen wollte, alle seine übrigen Seegnungen, auch die, welche er in der Zukunft noch für mich aufbehalten hat, zur Nulle würden, wie dürft ich meine Thränen um Dich vor ihm verweinen? Du zählest sie nicht, Du kannst's nicht; aber Er — und sie mißfallen ihm nicht. Es

sind gerechte Thränen; sie fliessen aus dem weichen Herzen, dessen Bildner er war.

Ich kenne die Stätte nicht, wo sie Deine Hülle hinlegten; ich kann nicht hingehen, um einen Zypressenkranz, in welchem unser, in einander verschlungener Namen stünde, darauf zu legen. Aber im Geiste trete ich jezt vor Dein Grab hin, und streue Blumen darauf, die mir zwei Schwestern, Erinnerung und Ueberlegung aus ihrem Körbchen reichen. Künftig wird der Geburtstag meines Vaters auch ein Dir geweihetes Fest seyn; denn er war Dein Todestag. Da weih' ich dem Leben des Vaters eine Freudenthräne, und Dir, Louis! — denn nicht auch eine solche?

Jugend.

Immer eine Blume, Schwestern! Die gefällt, wenn sie auch weder durch Struktur und Feinheit, noch durch Kolorit und Duft ergözte. Aber seht! sie neigt ja ihr Haupt schon. Brachtet ihr sie schon welk hieher, oder welkte sie so plözlich?

Dein Bild, guter Jüngling! Und doch dachte ich Dich unverwelklich, so viele Blumen

ich auch sterben sah. Es fiel mir bei ihrem Anblik nie ein, daß mir die holde Natur einen Vorbereitungswink auf Deinen Tod geben wollte. Künftig werd' ich sie besser verstehen. Wie oft wird die welke Blume mich an Dich erinnern!

In Deiner neuen Laufbahn strengtest Du — ich wünschte es so sehr und hofte es nicht vergeblich — Deine Jugendkraft an, und stärktest sie durch Anstrengung, um am Ziele Dein und mein Glük zu finden.

Süsser Gedanke! Du verflattertest also nicht — starbst nicht den Tod des Schmetterlings, ach! wie oft gab Dir mein scherzender Vater dieser Namen! — im Hin- und Herfliegen von einer Blume zur andern — sonder des thätigen, seiner Bestimmung immer mehr zu entsprechen entschlossenen Jünglings.

Du folgtest meinem wiederhohlten Aufrufe dazu; und nun folg' ich Deinem Beispiel. Die Wehmuth soll nicht Kraftschwächung für mich werden. Ich kenne meinen Beruf, der mit Deinem Tode nicht erloschen ist. Bei Deinem Grabe schwör' ich's: „Gram soll die Jugendkraft nicht verzehren, die mir Dein und

mein Schöpfer zu den wichtigsten Absichten gab, welche er durch mich, so schwach ich bin, zum Wohl der Menschheit und zu meinem Wohl, zur Freude meiner mich zärtlich liebenden Eltern, Brüder und Freunde, ausführen will.„

Schönheit.

Gesteht es nur, Schwestern! diese schöne Blume hier ist das Symbol von Ihm, wenn ihr auch nicht in das einstimmen wolltet, was meine Eitelkeit von den Vorzügen seiner körperlichen Reize so gern spräche, wenn mir nicht der Schmerz ein Stillschweigen hierüber geböte. Aber dafür will ich euch gestehen — und ihr werdet mich deswegen nicht als eine Thörinn verachten — daß mich diese Reize an ihn zogen, eh ich noch das an ihm wahrnahm, was sie alle übertrift. — Freilich immer besser, wenn die Vollkommenheiten des Geistes und Herzens uns armen Mädchen eher in die Augen springen und uns eher fesseln, als es der schönen trügenden Gestalt gelingen kann, sich bey uns einzuschmeicheln. Aber glüklicher Weise trügte die Deinige mich nicht, lieber

Louis! In Deinem schönen Leibe wohnte keine schwarze Seele.

Anmuth.

Was ist Schönheit ohne Leben und Anmuth? So gebt mir denn, holde Begleiterinnen zu seinem Grabe! die Blumen aus eurem Körbchen, die sein angenehmes, gefälliges Wesen am besten abbilden! Unter diesen Blumen verbarg sich gewiß nie eine Schlange; und in allen seinen Einschmeichlungen war nichts gefährliches für meine Unschuld und Sittenreinigkeit. Dafür verzieh man ihm leicht, wenn er in der Schwärmerei der Liebe — und welche Liebe hat nicht ihre schwärmerischen Stunden! — über die Schranken des gesetztern Jünglings hinüberzuspringen schien, und sein gutes Herz machte vollends alles wieder gut.

Gutes Herz.

Laß mich die Lobrednerin Deines guten Herzens nach Deinem Tode bleiben, die ich in Deinem Leben war, wenn es hie und da verkannt werden wollte. Mir schloß es sich auf — besonders in so manchen Thränen, die

Du mit mir weintest, in der Willigkeit, mit der Du sanfte Belehrungen und Erinnerungen annahmst, und wo mehr als in den gewöhnlichen kleinen Kriegen der Liebenden? Wie gut wird es jezt seyn und werden, nachdem die Sinnlichkeit davon abgestreift ist? Siehe! hier die Königin aller Blumen, die meine Begleiterinnen ausgewählt haben, um die Vorzüge deines Herzens damit zu bezeichnen!

Geistesgaben.

Ich schmeichelte ihm nie, Freundinnen! Soll ich jezt erst, vor seinem Grabe stehend und sein Angedenken feirend, es thun, und falsche Blumen auf den Hügel streuen, unter welchem er schläft. Eine Enthusiastin würde ihn einen jungen Mann voll Talente nennen — ein Lob, womit man da am freigebigsten zu seyn pflegt, wo man solche Männer am seltensten antrift. Aber einen sehr fähigen Verstand, Gefühl des Wahren und Schönen, verbunden mit einem reichlichen Maase allerlei nüzlicher und angenehmer Kenntnisse, und einer Leichtigkeit sie zu vermehren, sprachen ihm andere zu, die ihm nicht schmeicheln woll-

ten, und ihn besser beurtheilen konnten auf dieser Seite, als ich. — Auch diesem Angedenken sei eine Hand voll Blumen geweiht!

Menschlichkeit.

Seine Fehler sagt ihr? O, glaubt es mir, ich erlaub' es meinem Schmerz nicht, sie in Schuz zu nehmen, oder wohl gar in Tugenden zu verwandeln. Aber den Schleier, worein ich mein Gesicht verhülle, will ich über sie deken. Ich verhele sie mir nicht; aber wozu, hier bei seinem Grabe, sie erzählen?

Streut Rosen darauf, Schwestern! Die Dornen an der Rose zieren sie nicht: aber sie hört deswegen nicht auf, die Zierde der Gärten zu seyn. Warst Du deswegen kein guter, edler Jüngling, geliebter Louis! weil Menschlichkeit, Unvollkommenheit und Fehlerhaftigkeit, Dein Loos war?

Hoffnung.

Ich lebte, so lang ich in der Verbindung mit Dir das Glük meines Lebens zu finden hofte, Dir. Alles, was ich zu meiner Vervollkommnung that — jedes kleine Geschäft — verrichtete ich mit Hinsicht auf Dich, um

Dir einst zu seyn, was eine Gattinn dem treuen Gefährten ihres Lebens seyn muß, wenn sie beide glüklich durchs Leben hinzuwallen wünschen.

Wem leb ich jezt? An wen wird sich mein Herz anschliessen, wie an Dich?

Tiefes Stillschweigen auf diese Frage! —

Doch die Hofnung, ohne welche das Leben seyn würde, was es nicht seyn kann — ein grausames, aufgedrungenes Geschenke des Allliebenden — erhebt mit einem male ihre Stimme über Deinem Grabe, und spricht mir — ihre Rede sei mir heilig, wie ein Orakel! — folgendes zu:

„Lebe nun denen, welchen ihr eigenes Leben nicht theurer ist, als das Deinige! Lebe dem, den die weise Vorsicht dir zuführen wird, daß es dir Louis Verlust erseze, wiewol Du ihn jezt nicht kennest und nicht einmal ahndest. Entferne aus deiner Seele den träumerischen Gedanken, wenn er sich ihr nähern und sie aus ihrer Ruhe aufschreken wollte, als ob die Gottheit nur eine Hand — nur Louis Hand — hätte, um dich zu deiner Bestimmung zu leiten. Und wenn er nun kommen

wird, der da kömmt im Namen des Herrn, so eröffne ihm traulich, was Louis deinem Herzen war. Er wird dich dann desto inniger an seine Brust drüken, und mit dir seine Asche seegnen! — Streue indessen meine Blüthen auf sein Grab. Seine Erwartung ist, im höhern Verstande, erfüllt; auch die Deinige wird nicht unerfüllt bleiben. Es kömmt die Stunde, wo du Gott an einer andern, gleich heiligen, aber freudigern Stätte hochpreisen wirst. »

Ist das nicht Täuschung, schlummernder Louis? Wohlan! so laß mich mit Blüthen der Hoffnung, auf ihr Geheiß, Dein Grab ganz überstreuen, und es zulezt noch mit einer Einfassung von perenirenden Blumen umgeben, damit ich nie vergesse, du seist unsterblich, und ich sei es auch.

Unsterblichkeit.

Ja wir sinds! Die Sinnlichkeit, die sich gegen diese hohe Idee auf der einen Seite sträubt, dringt sie uns auf der andern unwiderstehlich auf, und die Vernunft macht sie unserm Herzen zum Bedürfniß, das nicht ungestillt bleiben kann. Du todt? ein Nichts? oder zum

Stoffe unedlerer Geschöpfe herabgestossen! Unmöglich!! Du lebst: — nur, wie vor Deinem Hinscheiden, getrennt von mir — und seeliger. Ich darf dir nicht erst mein: Lebewohl! zurufen. Das hat für Dich und für mich keinen Sinn mehr. Dieser Gedanke deines Wohllebens begleite mich auf der Rükkehr von Deinem Grabe — er heitre mich auf — und gebe mich nun wieder ganz den Meinigen, und allem, was mir wohl will, zurük. Meine Beruhigung werde die Schöpferin ihres neuen Wohllebens!

Dem Einsender dieser wohlriechenden Blumen, danke ich für seine Güte mit Wärme, und bitte ihn zugleich um mehrere solche aus dem lieblichen Garten. Auch wünschte ich recht sehr ihre Verfasserin zu kennen, um ihr eben so warm für die sanften, naiven, religiösen, zärtlichen und doch von aller Empfindelei entfernten Gefühle, womit sie uns beschenkte, schriftlich danken zu können. Möchten doch unsere deutschen Mädchen alle mit ihren Geliebten diese herzliche, ernste, hinreissende Sprache sprechen, wie viel Schönes, Grosses und Edles hätte sich dann unser Jahrhundert von ihnen zu versprechen! —

M. A. L.

Epistel
an einen Freund.

Der Frühling schmükt
Die Felder wieder,
Und neu entzükt,
Singt seine Lieder
Der Landmann wieder.
Wie heiter blikt
Der Himmel nieder
Auf Hain und Flur!
Im neuen Kleide
Prangt die Natur,
Und holde Freude
Winkt überall,
Am Wasserfall,
Auf jungen Wiesen,
Am grünen Rand,
Wo Bäche fliessen,
Auf ebnem Land,
Wie auf dem Hügel.
Der laue West
Schwingt seine Flügel,
Mit Muth, und bläßt
Durch Saatenfelder.
Der Storch verläßt
Die fernen Wälder,
Und baut sein Nest

Auf hohen Thürmen.
Mit Sonnenschirmen
Entflieht der Stadt
Die Schaar der Schönen.
Was Füsse hat, —
Wer sollt' es wähnen? —
Folgt jubelnd nach.
Der Ruf trompetet
Den Greisen wach:
Denn reizend flötet
Vom Busch hervor
Ihm Philomele
Mit süsser Kehle
Ihr Lied ins Ohr.

Der rauhe, alte
Hypochondrist,
O Freund! Vergißt
Der düstern Falte,
Und wird vergnügt.
Wie taumelnd fliegt
Er auf vom Size,
Und, wie vom Blize
Getroffen, liegt
Sein Schlafrok da.
Warum? Er sah
Des Lenzes Freude.
Horch, Frau, wir beide,

Ruft Murrkopf aus,
Wir bleiben heute
Doch nicht zu Haus.
Die Luft ist helle,
Das Wetter gut.
Auf alle Fälle
Gieb Stok und Hut.

Die Pelze fliegen
Ob dem Vergnügen
In Schränke nun,
Und mögen ruhn,
Bis sich von neuen
Der Winter naht.
Verjüngt erfreuen
Nun in der Stadt
Sich Dulcineen,
Und Cicisbeen,
Die ihren Pfad
Vom frühen Morgen
Bis in die Nacht,
Voll kleiner Sorgen
Für ihre Pracht,
Gemächlich wallen,
Und immer spähn,
Ob sie gefallen,
Und Jemand sehen,
Der sie beneidet,

So leicht gekleidet,
Daß Zephirs kaum
Sich leichter kleiden.

Nur wie ein Traum
Sind diese Freuden
Des Mannes Brust, *)
Der seine Lust,
Die ganze Lust,
In Büchern suchet,
Und die verfluchet,
Die anders thun.
Was hilfts ihm nun
In Büchern spähen,
Die hundertweis
In Schränken stehen?
Gewährt sein Fleiß
Ihm solche Wonnen,
Wie die Natur?
Ach! Mühe nur
Hat er gewonnen.
Des Lenzes Spur

*) Dieser Ausfall ist einzig gegen Pedanten gerichtet, diejenige Klasse von Gelehrten, die stumpf gegen den Eindruk des Schönen, und gegen die Freuden der Geselligkeit, in trüber Abgezogenheit ihr eingeschränktes, einseitiges Glük suchen.

Kommt einmal nur
In Jahresfrist,
Und ach! er ist
So schnell entronnen.

Die Weisen dort
In ihren Tonnen
Sah'n doch den Ort,
An dem sie waren,
Und Menschen gnug.
Drum scheint mit Fug
Der Spott zu sparen,
Der ihnen droht.
Doch unsre Weisen,
Die ohne Noth
Des Lebens Kreisen
Sich hart entziehn,
Die Menschen fliehn,
Und die Natur
Nicht sehen wollen,
Und Büchern nur
Ihr Leben zollen;
Sprich! wird man sie
Für all' die Müh'
Noch loben sollen?

Was ist das Ziel,
Wonach sie ringen?
Ein Schattenspiel

Der Phantasie,
Mit Centnermüh'
Sich aufzuschwingen
Zum Lob der Welt,
Und Ruhm und Geld
Sich zu erwerben,
Damit sich doch,
Wenn sie einst sterben,
Ihr Nahme noch
Im Werth erhält;
Gedrukt zu lesen,
Was sie erdacht,
Wie manche Nacht
Sie durchgewacht,
Bis sie gewesen,
Was sie nun sind,
Und wie sie blind
Sich drob studieret.
Dies alles rühret
Die Nachwelt dann,
Und Jedermann
Erzählt mit Feuer,
Welch' Ungeheuer *)

Von

*) Monstra eruditionis, Wunder von Gelehrsamkeit. Dieser Ausdruk schließt nach seinem gewöhnlichen Gebrauche schon einen gehäßigen Nebenbegriff in sich.

Von Wissen sie
Durch Fleiß und Müh'
Geworden seien.

O Träumereien!
O Eitelkeit!
Wann, wann wird doch
Die Welt gescheid?
Wann wird sie noch
Die Gränze finden,
Und sich dem Joch
Des Wahns entwinden?
Denn ists nicht Wahn,
Sich sclavisch an
Die Meinung binden,
Man könne nur
Der Weisheit Spur
In Büchern finden?
Soll die Natur
Dann ganz verschwinden?
Sie, die allein
Den Geist erweitert,
Das Herz erheitert,
Die Schilderei'n
Des wahren Schönen
Allein erzeugt,
Den Musensöhnen
Ideen reicht,

Und zu Gefühlen
Die Herzen stimmt;
Sie, die so vielen
Den Wahn benimmt,
Und sich von allen
Mit Wohlgefallen
Copiren läßt?

Für euch gebohren
Wird solch ein Fest
Doch nie, ihr Thoren!
Ihr wähnt, verlohren
Sei Kraft und Zeit,
Dazu erkohren,
Der Seligkeit
Sich oft zu weihen,
Die die Natur,
Uns zu erfreuen,
Auf jede Spur
Des Lebens säet.
Wer sie verschmähet,
Ist undankbar,
Ein Menschenfresser,
Und um kein Haar
Nur etwas besser,
Als ein Barbar.

Für die Chimäre
Von schnöder Ehre

Schließt man sich ein,
Bleibt, wie ein Stein,
Beweglos sizen,
Sieht nur durch Rizen
Der Sonne Schein,
Hält Wachparaden
Im Bücherschrank,
Und kämpft mit Maden;
Wird langsam krank
An Leib und Seele,
Wird mißvergnügt,
Wird stolz, und rügt
Der Menschen Fehle,
Und kennt sie nicht:
Denn Menschen Pflicht
Ist, Menschen sehen,
Und sie verstehen.
Das will er nicht
Und alles dies
Dünkt ihnen süß
Für die Chimäre
Von Ruhm und Ehre.

Ein solcher Mann
Will nun sodann
Die Menschen richten.
Weit eher kan
Ein blinder Mann

Den Waizen sichten.
Aus dem Gemach
Zunächst am Dach
Spürt er vergebens
Dem Gang des Lebens
Der Menschen nach.
In solchen Zellen
Läßt sich hievon
Kein Urtheil fällen.
Kein Menschensohn
Lernt Menschen kennen,
Wenn er sie scheut.
Die Frölichkeit
Wird unbereut
Er Leichtsinn nennen,
Erholung Pein,
Die Tugend Schein,
Und Tändelei
Der Unschuld Freuden,
Und Schwärmerei
Der Liebe Leiden.
Du kalter Thor!
Die Sympathie
Stieg freilich nie
Zu dir empor.
Ein Moralist,
Wie dieser ist,

Der Bücher ließt,
Die längst die Schaben
Zerfressen haben,
Und der einmal
Ein Ideal
Zum Maasstab braucht,
Wonach er richtet,
Nur Unmuth haucht,
Und vor der Welt,
Die ihm mißfällt,
Hinweg sich flüchtet;
Wie, Bester! soll
Ein solcher Mann
Bei Bücherschränken
Des Unmuths voll
Noch menschlich denken?

Freund! Gottes Welt
Steht allen offen.
Sei nicht betroffen!
Wem sie gefällt,
Darf vieles hoffen.
Sie suche nur!
Die schönste Seite
Des Menschen stammt
Aus der Natur,
Die Muth entflammt,
Und schlauer Leute

Betrug verdammt.
Durch sie gesungen
Ward Geßners Lied,
Ein Volk errungen, *)
Das Fesseln flieht,
Ein Bund geschlungen, **)
Der daurend blüht.
Die ihr, umgeben
Von wahrer Macht, ***)
Mit tausend Leben
Für Freiheit wacht,
Der Drohung lacht,
Der Fürsten Streben
Zu Schanden macht;
Euch darf ich fragen:
Woher die Kraft,
Die nie erschlaft? —
Aus Wilhelms Tagen. ****)

---

*) Das kühne, einfache, biedre Schweizervolk.

**) Der Bund schweizerischer Eidgenossenschaft.

***) Von unerstiegnen Gebürgen, den Wällen der Freiheit und Beförderungsmitteln des Gefühls der Erhabenheit und Grösse, und von Schweizertreu und Vaterlandsliebe.

****) Tells, dessen kühne That den Muth zur Freiheit stählte.

Land! freies Land!
Du hast gestritten;
Nicht, wie die Britten,
Groß durch Verstand,
Doch groß in Sitten,
Durch Einfalt groß,
Durch Tugend groß,
Längst fessellos.
Von der Natur
Sind deine Thaten.
Sie sind gerathen,
Doch menschlich nur.
Ohne Platonismus.
Auf Träumereien
Ruht Segen nie.
Ein Staat, wie sie,
Kan nicht gedeihen.
Kühn, bieder nur,
Wie ihr, und frei
Von Prahlerei,
Das ist Natur. —

Freund! laß uns eilen,
Den Lenz zu sehn,
Die Freuden theilen,
Die uns umwehn,
Durch Blumenthale
Zufrieden gehn,

Und oft die Schale
Der Frölichkeit
In Unschuld leren.
Nun ist die Zeit,
Die Blumen beut.
Uns zu belehren,
Uns zu erfreun,
Sei unsre Pflicht.
Der Frühling spricht
Uns Frohsinn ein,
Dieß zu erreichen.
Er wird den Spleen
Von uns verscheuchen,
Zur Seit' uns gehn,
Und engelschön
Uns Blumen reichen.
Kein Harm, kein Neid
Wird uns beschleichen.
Zufriedenheit
Wird uns umschweben,
Und Freuden geben,
Die Nichts vergällt.
Dann wird die Welt
Uns schöner heissen,
Als jenem Weisen,
Dem Nichts gefällt.
Voll hoher Stärke

Schaut unser Geist
Die hohen Werke
In der Natur,
Und jede Spur,
Die den uns weißt,
Der sie gemacht.
Dann gute Nacht,
Ihr Bücherschränke!
Ist der entflohn,
Dem ich zum Lohn
Die Stunden schenke;
Dann will ich auch
Nach altem Brauch
In allen Ehren
Zu euch mit Muth,
Und frischerm Blut
Zurüke kehren!

G. Koller.

Als Fanny im Grabe lag.

Im August 1792.

Still und traurig ist der Todten Schlummer,
Schweigend scheint der Mond auf sie herab;
Ach! kein Trost mehr wendet meinen Kummer;
Die mir alles war, die liegt im Grab!

Und ich sah nicht ihre lezte Stunde,
Ach! ihr Grabstein blinkt in fernem Land!
Nicht ein Lebewohl aus ihrem Munde,
Nicht ein Druk mehr von der lieben Hand!

Hätt' ihr lezter Hauch am Sterbeküssen,
Hätt ihr kalter Druk durchbebt mein Herz,
Und der Todten Anblik mirs zerrissen;
Leicht geduldet hätt' ich meinen Schmerz.

Nie zuvor gefühlte schwere Trauer
War die Stund', als sie verschied, in mir,
Und ein banger, ahndungsvoller Schauer
War das ferne Lebewohl von ihr.

Aber vor dem Eingang der Kapelle,
Wo die Linden bei den Gräbern wehn,
Wo ich wandelt' in des Mondslichts Helle
Einsam und von Menschen ungesehn;

Da — schon dekte die verlaßne Hülle,
Doch mir unbewußt, ein Grabgewand —
Da kam in mein Herz des Himmels Fülle,
Kam ihm Ruhe wie von Gott gesandt.

Da kam in mein Herz ein hohes Streben,
Ewig nur der Tugend treu zu seyn,
Ewig ihr und jenem wahren Leben
Dieser Erde kurzen Traum zu weihn.

Da umschwebtest du mich, Geist des Weibes,
Das im Himmel wohnt; da wehtest du
Deines Glükes, was im Staub des Leibes
Meine Seele fassen konnt', ihr zu.

O schweb' oft um mich, und wenn die Augen
Eines Sterblichen nicht anzusehn
Deine hohe Seraphsbildung taugen
Laß unsichtbar ahnen mich die Wehn:

Daß mein Sinn, erhöht von deiner Nähe,
Aller niedern Leidenschaften frei,
Nichts empfinde, denke, noch begehe,
Was unwürdig deines Anbliks sei;

Daß ich einst von dieser Erde scheide,
Wenn mir Gott ruft, schwerer Schulden rein;
Und das fürchterliche Loos nicht leide,
Auch noch dort von dir getrennt zu seyn,

O wie gerne, wenn mir Gott schon riefe,
O wie gerne gieng ich weg von hier!
O wie gerne legt' ich mich und schliefe,
Aufzuwachen, selger Geist, bei dir!

F . . . . . . g.

Der
Liebhaber.

An die Hüter seines Liebchens.

Wacht immer uns Liebchen — und spähet
um uns
Mit Augen von Argus erborgt,
Vergebens! ihr träumet mit offenem Blik,
Es kommen die Briefgen und gehen zurük
So sehr ihr auch fandet und sorgt.

Zwar bannt ihr die zärtliche Sprache zurük —
Und wähnet zu unserem Schmerz,
Doch, eifigte Seelen — doch irrt ihr euch sehr,
Wenn Liebende schweigen, so sprechen sie mehr,
Es redet durch Blike das Herz.

Ja zäunt sie durch eiserne Thüren von mir,
Laßt Höllen die Scheidewand seyn,
Stellt drohende Riesen und Hunde zur Wacht:
Den Liebenden kümmert nicht Thüre noch Macht.
Doch schlüpft er zum Liebchen hinein.

Verbergt sie so listig dem forschenden Blik
Als möglich, ich finde sie doch,
Braucht Ränke mit lokender Speise gemischt
Und sinnt, uns zu trennen, auf gleissende List
Die Liebe ist listiger noch.

Wir lachen des klein ausgesonnenen Trugs,
Und ketten nur enger das Band
Wir lieben mit Tugend — wir lieben uns rein,
Drum denkt auch auf grössere Marter und Pein!
Ihr trennt weder Herzen noch Hand.

Wohl ruhen die Pulsen der halben Natur,
Mit euch in der dichtern Nacht;
Laß ruhen feins Liebgen Kabalen und Trug —
Laß ruhen die Schöpfung — mir ist es genug
Wenn nur mein feins Liebgen noch wacht.

Doch — wie — wenn und wo mein Lieb Trautchen mir wacht —
Ihr Hüter — dies sing ich euch nicht —
Die Sternlein am Himmel — die wissens allein,
Fragt diese und ihren verschwiegenen Schein
Sonst seyd ihr vergebens erpicht.

Beringer.

An meinen Murner.

(Poetischer Versuch eines jungen Frauenzimmers.)

Liebenswürdigster der Kater,
Dir sei dieses Lied geweiht,
Du noch feister als ein Pater,
Und noch zweimal so gescheid!

Dir nur will ich heute singen,
Holder Murner, groß und schön;
Dir soll meine Harfe klingen,
Deine Reize zu erhöhn! —

Mit dem schönsten Fell geschmükket,
Das noch Niemand grauer sah,
Und das mich so sehr entzükket,
Stehst du, schöner Murner, da.

Wie die Sonne durch den Nebel
Blizt aus deiner edlen Stirn,
Scharf dein Auge wie ein Säbel,
Und verräth dein grosses Hirn.

Wie die Harmonie der Sphären,
Tönt dein reizendes Gemau,
Schwebet sanft gleich Flötenchören
Durch des Schnurrbarts dunkles Blau.

Schweif und Füsse, Klauen, Ohren
Nas' und Mund des Kopfes Zier —
Ward ein Kater je geboren,
Der sich messen kann mit dir?

Wird es nicht zu heftig rühren,
Wenn ich deiner Künste Zahl,
Deine Kunst zu apportiren
Noch zu diesem Bilde mal'?

Wer fängt so, wie Murner, Tauben?
    Wer stört so der Mause Reich?
Nein, im Stehlen und im Rauben
    Ist kein Kater Murnern gleich!

Doch die Gaben all zu sagen,
    Die ihm die Natur verlieh,
Wird die Muse selbst nicht wagen,
    Und wer könnt es sonst als sie?

Drum genug zu deinem Ruhme;
    Murner, sieh mit Freundlichkeit
Auf die kleine Wiesenblume,
    Die mein Herz und Mund dir weiht!

Kurze Bücheranzeigen.

Zwei niedliche kleine Büchelchen — Neujahrsgeschenke, die wir Müttern und jungen Frauenzimmern von Herzen empfehlen dürfen, hat die Gräffische Buchhandlung zu Leipzig in den beiden lezten Jahren herausgegeben, nämlich

1.) Interessante und rührende Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines eingebornen der Pelew-Inseln rc. Nebst einer kur-

zen Erzählung von diesen Inseln und den Sitten der Einwohner. Aus dem Engl. mit Kupfern. Leipzig. (Taschenformat.)

Der Titel sagt alles. Lesenswürdig ist diese Geschichte und lehrreich für alle, besonders für die Jugend. Druk, Papier und Kupfer sind niedlich.

2.) Der kleine Jack, eine Volksgeschichte. Nach dem Englischen. Mit Kupfern. Leipzig. (In gleichem Format, als zweites Weihnachtsgeschenk für die Jugend.

Eine moralische Erzählung, so naiv, so interessant, so rührend, daß kein Jüngling und kein Mädchen sie aus der Hand legen wird, ohne wenigstens einen guten Eindruk davon zu behalten. Auch Erwachsene werden sie mit Vergnügen lesen, und dem Verfasser und Uebersezzer für dies schöne Geschenke Dank zu zollen. Wir wünschen, daß es besonders in Volksschulen den Knaben zum Lesen, zum Beherzigen gegeben würde.

E.

von

Ein

In Musik gesezt von *Lobbauer.*

kes Ki
ein W

So

ei - gen r

Waschen
sie so eifri
ihen und
s ihr noch
venn's an
frabrizirt
ziss und (
Rosen und

lch einem
d alle gut
efs, wenn
so ein M
baute mir
ıft' ihr ei
d gukt mi
ganzen T

6. Beym Kaffe und am Tische
   Hört man mit beiden Ohren zu;
Sie gleichet keinem Fische,
   Und pflegt zur Unzeit nicht der Ruh.
Fehlts an Genek und Zeitvertreib;
   So denkt die Engelgleiche
   Auf tausend lose Streiche
Und macht zufrieden Mann und Weib.

11. Sagt an wer soll sie haben?
   Ihr Freyer sey ein braver Mann,
Der seltne Geistesgaben
   Und Herzenshoheit schäzzen kann!
Und wer nun meinen Worten traut,
   Und wünschte sich ein Blümchen
   Als wie mein liebes Mühmchen,
Der komm' und hole sie zur Braut!

* * *

Agrippina,

die ältere.

Eine biographische Skizze.

In der reichhaltigen Geschichte des weiblichen Geschlechts liegt unstreitig noch so viel auffallender, merkwürdiger, zur Erweiterung der Seelenlehre dienlicher Stoff verborgen, daß man dem Forscher nicht genug danken kann, wenn er ihn durch einzelne Bemerkungen noch mehr auseinander zu sezzen sucht. Es kann dem Denker unmöglich genügen, das weibliche Geschlecht nur dem Kontur nach zu kennen, er bemüht sich gewiß auch mit dem angestrengtesten Scharfblik in die feineren Nuancen einzudringen. Dies war bei der Bearbeitung weiblicher Biographien immer auch mein Wunsch, und der ist es noch. Möchte es mir doch gelingen, das vielseitige, oft so unergründliche, weibliche Herz tief genug ausspänen zu können, zur Aufmunterung für Edle, zur Belehrung für Schwache, und zur

Warnung für Unkluge. Einen untrüglichern Spiegel kann man diesem noch immer so unvesten Geschlechte wohl nicht vorhalten, als das sprechende Beispiel guter oder böser Karaktere aus seiner Mitte.

Dieses allein vermag es vielleicht, die Weiber an einem ernsten Rükblik auf ihr eignes Herz zu erinnern; dies allein wird ihnen beweisen, wie hoch ein Weib in der Vervollkommnung steigen, und wie tief sie im Verderbniß sinken kann! Nur durch sie kann sich dies an das ernstere Nachdenken oft so wenig gewöhnte Geschlecht ganz überzeugen, daß weibliche Geistesvorzüge ohne Herzensgüte oft zu den schreklichsten Abgründen hinführen, und daß nur blosse Herzensgüte ohne Geistesvorzüge nicht selten an Schwachheit oder Dummheit gränzt. Ein glükliches Gemisch von beiden macht erst das ganz gute Weib aus. Erst dann geräth der weibliche Geist nicht durch Schlauheit, die so vielen talentvollen Weibern anklebt, auf Abwege, wenn er seine Thatkraft mit der Herzensgüte vereinigt, und jede Handlung nach reinen Grundsäzzen modelt. Aber auch nur dann vermag

das weibliche Herz ganz vest und zwekmäßig zu handeln, wenn es durch die rechte Richtung des Geistes jene Energie erhielt, um nach Plan, und nicht wie die meisten Weiber bloß aus Instinkt gut zu handeln.

Agrippinens Karakter mag uns diese Idee weiter entwikkeln helfen. Dieser enthielt anfangs eine glükliche Mischung von schönen Geistesgaben und edler Herzensgüte; nur gab ihm der Ehrgeiz, mit einem unbändigen Feuer verschwistert, hie und da eine schiefe Richtung, und zog der unglüklichen Dame jene anhaltenden Leiden zu, denen sie vielleicht entgangen wäre, wenn sich nicht gerade durch ihn eine Art von heroischem Troz in ihre Seele geschlichen hätte. Ob dieses Urtheil richtig sei, wird ihre Biographie entscheiden, der ich hier noch einen kurzen Ueberblik von dem Geist ihres Zeitalters und dem damaligen Karakter der römischen Damen überhaupt voran schikke.

Die römische Dame Agrippina hatte das Unglük in jenem Zeitalter zu leben, in wel-

chem die menschenfreundliche Stimme unsrer sanften Leiterin, der kristlichen Religion noch nicht über unsern Erdtheil erschallt war — in einem Zeitalter, in welchem die altrömische Tugend in den lezten Zügen lag — in welchem der stolze Römer schon von seiner erstiegenen Höhe zum tiefsten Sittenverderbniß herabzusinken begann — in welchem die abscheulichsten Laster, die raffinirteste Weichlichkeit, die traurigste Seelenerschlafung zu herrschen anfiengen, und das noch übrige kleine Häufchen guter Menschen in die Dunkelheit verdrängten — in einem Zeitalter, in welchem die Römer am Grabe ihrer übermüthig genossenen Freiheit in üppige Schwelger und feige Schwächlinge ausarteten, und wo sie von allen Lastern entnervt den weichlichen Nakken, willig dem Joche des Despotismus darboten — der von den unmenschlichsten Tyrannen zum Werkzeug gemacht wurde, womit sie den Untergang der römischen Weltherrschaft beschleunigten. —

In diesem Zeitalter war jener glühende römische Patriotismus, jenes flammende Freiheitsgefühl, jener allbesiegende Heldenmuth,

jener hohe Gemeingeist allmählich bis zum lezten Fünkchen erloschen. Der Römer jezt Despotensklave und der freie Römer waren zwei ganz verschiedene Wesen. Jezt war er ein Wüstling, der sich unbekümmert um die Wohlfahrt des Staats in allen Wollüsten herumwälzte, der sich selbst verläugnend zu jeder Niederträchtigkeit herabließ, und in einem ewigen Rausche von Ausschweifungen das Andenken seiner vorigen Grösse erstikken zu wollen schien.

Schauerlich ist das Gemählde, das die Geschichtschreiber uns von dem Sittenverderbnisse dieses Zeitalters entwerfen. *)

Ich will hier nur einiges davon berühren.

Römer und Römerinnen arteten endlich so aus, daß sie im Rausche des Wohllebens, und durch Weichlichkeiten gereizt, ihre Rolle verwechselten. Die Männer schämten sich als entartete Weichlinge nicht, Weiberkleider zu tragen, und fanden eine Ehre darin, in allem recht schwach verzärtelt, lüstern, eitel,

*) Man lese nur Meiners Geschichte des Verfalls der Sitten der Römer hierüber nach.

kurz recht weibisch zu seyn. Die Weiber hingegen nahmen zu diesen ihren natürlichen Fehlern noch die rohe Wildheit und die Untugenden der Männer an. Man dürfte also kühn behaupten, daß die Weiber damals als **Weiber** in gewisser Rüksicht auf einer weit niedrigern Stufe des Verderbens standen, als die Männer.

Dessen ohngeachtet lebten in diesem unglükseligen Zeitpunkte, unter dem grossen Haufen verdorbener Weiber einzelne edle Frauen, die sich durch hohe Heldentugenden und seltene Seelengrösse auszeichneten. Es schien, als ob die holde weibliche Tugend sich in dem Herzen ihrer wenigen Priesterinnen bloß darum mit ganzer Kraft auszeichnen wolle, weil sie aus so vielen weiblichen Herzen verstossen war. Doch so sehr sich die verdorbenen Römerinnen bemühten, dem Laster auf die ausgesuchteste Weise zu fröhnen, eben so feurig bestrebten sich diese edeln Frauen groß in der Tugend zu seyn. Eine Mittelstrasse kannten damals besonders die vornehmen Römerinnen nicht. Ihr Feuer riß sie entweder recht hoch hinauf, oder recht tief hinab. Am wenigsten

fand man unter ihnen, was man in unsern Zeiten die sogenannten sanften Weiber heißt, die oft aus Feigheit, Dummheit, oder Temperament, das eintönigste Leben führen, zum Guten und Bösen gleich träge, in allem bloß mittelmäßig bleiben. Die Sanftmuth der noch unverdorbenen Römerinnen ruhte auf Grundsäzzen, und wechselte mit jenem alles belebenden Feuer ab, das die Männer bis zum süssen Wahnsinn hinriß. Aber diese Sanftmuth gränzte nicht an fade Schwachköpfigkeit, nicht an schläfrige Eintönigkeit, nicht an alberne Unthätigkeit, nicht an kalten Schwachsinn, nicht an stumpfe Seelenkrankheit, es war eine selbst gebildete edle Sanftmuth, die um so mehr entzükte, da sie sich auf Ueberwindung und Geisteskraft gründete. Wahr ist es zwar, daß sie oft in ihrem Feuer ein bischen über die Weiblichkeit hinaussprangen, aber man verzeih ihnen dies lieber, als wenn sie troz der feigen Schnekke da zurük krochen, wo sie Widerstand fanden. Gerade durch diese Standhaftigkeit, durch diesen heroischen Eigensinn wurden ihre Handlungen vester, ihre Beredsamkeit glühender, ihre Thä-

tigkeit im Schönen und Edeln anhaltender. Sie erlaubten sich bisweilen eigenmächtig ein männliches Feuer, und benützten ihre sanfte Zärtlichkeit, ihre schmelzende Herzenssprache, ihre selbst gebildete Sanftmuth, nur in den Armen der Liebe. Daher gelang es ihnen auch so leicht, bei ihren Geliebten, denen diese reizende Abwechslung von Feuer und Sanftheit gefiel, jene grossen Leidenschaften zu erregen, wovon uns die Geschichte so viele Beispiele aufweist. Daher gelang es ihnen so leicht, die Männer vor Langerweile zu bewahren, weil sie Sanftmuth mit Feuer, Liebe mit Stolz, Nachgiebigkeit mit Vestigkeit, Zärtlichkeit mit Mäßigung, Selbstgefühl mit Vernunft, Geistesunterhaltung mit Gutherzigkeit, und jeden körperlichen Reiz mit einem Seelenreiz zu vereinigen wußten. Da, wo ihr Feuer den männlichen Zorn hätte reizen können, waren sie sanft, aber da, wo es ihres Feuers bedurfte — glühend. An kalter Klugheit fehlte es ihnen zur rechten Zeit eben so wenig, aber leider war dies bei mancher Dame aus der verdorbnen Klasse gerade der Scheideweg, der sie zur Koketterie hinführte,

wo sie ihre Geistesgaben ohne Rüksicht aufs Herz mißbrauchte. Auf den nämlichen Abweg geriethen auch die geistvollen Griechinnen, welche mit der gefährlichsten Geisteskoketterie die größten Philosophen zu ihren Füssen hinzauberten.

Doch wir sprachen ja von den edeln Römerinnen, die noch nach ihrer erhabenen Mütter Weise sich durch grosse Handlungen, besonders aber durch heroische Liebe für Gatten und Vaterland auszeichneten. Damals war es diesen von Geistessiechthum ganz befreiten Weibern völlig zum Bedürfniß geworden, wenn sie liebten recht zu lieben. Sie verabscheuten von ganzer Seele jenen häßlichen Flattersinn, womit sich bloß eitle, eigennüzzige, oder sinnliche Buhlerinnen beschmuzten, die in der Liebe eben so unbeständig waren, als es in unsern Zeiten so manche galante Frauenzimmer noch sind, denen Koketterie und Schwindelgeist zur zweiten Natur geworden ist.

Genug von diesem! — Wir eilen zu unsrer Heldinn und ihrer Familie. Agrippina, die ältere war eine Enkelin des berühmten Kai-

sers Augustus, der bekanntlich zur Zeit von Christus Geburt, also vor 1793 Jahren lebte. Man nannte ihn den Grossen, und wirklich hatte auch Rom seiner klugen Regierung Vieles zu danken. Das Andenken an diesen grossen Mann pflanzte sich in Agrippinens Seele mit jenem unaustilgbaren Stolze fort, mit dem edle Nachkömmlinge die Tugenden ihrer Vorfahrer wenigstens nachzuahmen suchen, wenn es ihnen auch nicht gelingt, sie ganz zu erreichen. Agrippina machte ihrem Großvater im ganzen wirklich Ehre, sie besaß ihm ähnliche Geistesgaben, ihm ähnliches Feuer, aber nicht ihm ähnliche kalte Politik. Nur darin gieng ihr Ahnenstolz zu weit, daß sie von andern mehr Achtung um der Herkunft, als um der eignen Tugenden willen forderte. Die gute Dame hätte doch wissen sollen, daß kluge Menschen einem solchen Vorurtheil nicht gerne opfern, und daß es bloß Verdienst ist, die Tugenden grosser Vorgänger nachzuahmen, daß aber Niemand das Recht hat, eine Belohnung für fremde Verdienste zu fordern. Hatte sie übrigens Ursache stolz auf die ausgezeichneten Verdienste

ihres Großvaters zu seyn, so mußte sie sich im Gegentheil ihrer ausschweifenden Mutter Julia als einer sehr unwürdigen Tochter des Kaisers Augustus warlich schämen.

So theilt der Zufall oft in Familien durch ein räthselhaftes Geheimniß gute und schlechte Menschen ein. Eben so räthselhaft ist es, daß Agrippina an der Hand einer solchen Mutter — die Vater Augustus wegen ihrer ausschweifenden Lebensart eine Zeitlang auf eine wüste Insel verbannen mußte — nur so weit gerathen konnte? — Vermuthlich hatte Agrippina den Grund ihrer ersten Erziehung ihrem trefflichen Großvater, und ihrem nicht minder würdigen Vater Markus Vipsanius Agrippa zu danken, die für diese wohl sorgen konnten, während sich die Mutter in allen Lüsten herumwälzte. Ihr Vater war ein Held, ein Staatsmann, besaß grosse Verdienste, Künste und Wissenschaften, und durfte sich der ausgezeichneten Liebe des Kaisers schmeicheln. Um ihn zum Schwiegersohn zu haben, gab er ihm seine Tochter Julia, die zuvor den Marcellus zum Manne gehabt hatte. Marcellus starb bald nach der Verheu-

rathung. Auch der edle Agrippa erreichte kein hohes Alter, und Julia wurde dann von ihrem Vater dem Tiberius gegeben. Dieser wurde also jezt Agrippinens Stiefvater, so wie seine Mutter Livia ehemals Kaiser Augustus zweite Gemahlin und die Stiefmutter ihrer Mutter geworden war. Der wollüstige Kaiser Augustus hatte Livia damals ihrem rechtmäßigen Gemahle entrissen, als sie gerade mit Tiberius schwanger gieng, und erklärte ihn nachher für seinen Thronfolger. Wie schwach von jeher auch die größten Männer gegen unser Geschlecht waren, finden wir neuerdings in dem Beispiele des Kaiser Augustus bestäthigt, der überall stark war, nur nicht — in den Armen des Weibes! Es kostete die schlaue Livia in den süssen Stunden der Liebe nur wenig Worte ihn zu dieser Ungerechtigkeit zu bereden. Uebrigens zeigte sich Livia frühe als Agrippinens heimliche Feindin, wenn sie Julien ihre Mutter schon aus Konvenienz dem Sohne zur Gattin gab. Sie war in diesem Punkt Weib, aber ein schlaues Weib, die ihren Neid um so viel weniger blikken ließ, da Kaiser Augustus mehr auf

Agrippina als auf seine eigene Tochter Julia hielt. Eben so schlau handelte ihr Sohn Tiberius gegen die übermüthige und lasterhafte Julia. Bei ihm schlummerte der Tyrann noch im Innern, und entwikkelte sich erst nach Kaisers Augustus Tod, der ihm den Weg zum Throne öffnete, wo er seiner Gemahlin mit reichlichen Zinsen das zurük gab, was sie ihm gethan hatte, und sie ins Elend verwies.

Während alle diese Familienveränderungen vorgiengen, ward unsre Agrippina an den edeln Feldherrn Germanikus, den Neffen des Tiberius, vermählt. So sehr auch diese Verbindung bloß aus Konvenienz geschlossen wurde, so glüklich fiel sie doch aus. Agrippina liebte ihren Gemahl herzlich, und war klug genug, seine Schwachheiten für das übrige weibliche Geschlecht nicht bemerken zu wollen. Diese Ehe ward bald mit mehrern Kindern gesegnet, welche die Namen Nero *) Dru-

*) Meine lieben Leserinnen belieben diesen Nero nicht mit dem Tyrannen Nero, Agrippinens Tochtermann, zu verwechseln!

sus, Kaligula, Agrippina, Drusila und Livia erhielten. Aber wie sonderbar doch oft das Schiksal in Familien haust; troz den treflichsten Aeltern geriethen von diesen Kindern nur Nero und Drusus. Nur Drusus zeigte sich als ganz hoffnungsvoller Jüngling, indem Kaligula zum Tyrannen anwuchs. Mit den Töchtern hatte Agrippina ein gleiches unglükliches Schiksal, Drusilla entehrte sich mit Kaligula durch Blutschande, und Agrippina, die jüngere, würde in allen Lastern eine getreue Nachfolgerin ihrer Großmutter Julia. Sie gebar nachher das Ungeheur, den Kaiser Nero, der sie am Ende ihrer schändlichen Laufbahn selbst ermorden ließ. Lassen sie uns meine Freundinnen, einen Schleier über diese die Menschheit entehrenden Handlungen dieses Weibs ziehen, es genügt uns zu wissen, wie tief ein Weib sinken kann, bei welcher das Herz nicht mit dem Kopf übereinstimmt! Ihre bessere Mutter Agrippina mag uns dafür schadlos halten!

Aber noch einmal, unerklärbar ist es mir, wie diese Agrippina solche Töchter haben konnte? Die Ursache läßt sich wohl nicht leicht

anders, als aus den damaligen verdorbenen Sitten erklären, wo sich auch die besten Weiber nicht viel um die Erziehung ihrer Kinder bekümmerten, und wo sie dem schlimmen Beispiele, wenn sie sich auch um die Erziehung bekümmerten, keinen Damm entgegen sezzen konnten. Auch der Staat vernachläßigte dieses so wichtige Geschäft, von dem das Glük der Jugend abhieng. Man hielt sich in vornehmen Häusern wohl gewisse so genannte Hausphilosophen, aber dies waren meistens nur Maulphilosophen, alberne Schwäzzer, feine Betrüger, oder kriechende Schmarozer. Seneka selbst, der den Tyrannen Nero erzog, besaß mehr theoretische als praktische Lebensphilosophie, man sah ihn nicht immer so handeln, wie er sprach und schrieb. Doch wir verzeihen es ihm; sein schöner standhafter Tod söhnt uns wieder ganz mit ihm aus! *)

*) Kaiser Nero war sein Zögling, und ließ ihm in einer Badwanne die Adern öffnen, weil er ihn im Verdacht einer Verschwörung hatte. So konnte dies Ungeheuer den Lehrer seiner Jugend morden!

Kehren wir nun wieder zu dem früheren Zeitpunkt zurük, wo Agrippina ihren Gemahl Germanikus unter Kaiser Tiberius auf seinen Feldzügen begleitete, und zwar nach Deutschland. Schon vor der Abreise hatte dies edle Paar von dem Unmenschen Tiberius viel heimlichen Neid, viele bittere im finstern schleichende Verfolgungen zu dulden. Der feige Tyrann wähnte von dem eben so verdorbenen Liebling Sejanus angestiftet, der edle Germanikus strebe ihm nach der Krone. Doch hatte er nicht den Muth seinen Neffen, der beim Volk sehr viel galt, öffentlich zu verfolgen. Die Kabale schlich, von kriechenden Kreaturen ausgebrütet, noch im Dunkeln. Aber der auf seine Unschuld stolze Germanikus ertrug sie mit jenem stoischen Gleichmuthe, welcher den verdienstvollen Mann immer weit über den hämischen Tyrannen empor hebt! — Nicht so gelassen, dachte über alles dies die viel reizbarere Agrippina, seine Gattin. Ihr Stolz hatte eine andere Richtung genommen, er machte sie hoch empfindlich, verleitete sie zum Brausen, kurz zur Rache gegen ihre Feinde. Ihre Bitterkeit wuchs um

so

so mehr mit jedem Tage, die Livia jezt mehr als je auf alle Weise sie zu kränken suchte. Dies schlaue Weib benüzte noch immer wie ehemals bei Kaiser Augustus jeden schiklichen Augenblik, den Tyrannen Tiberius gegen sie aufzuhezzen, ohne Zweifel bot ihr die Kreatur Sejanus als Minister, in dessen Gewalt sehr viel stand, seine Hand dazu. Daß diese Livia mit aller möglichen Feinheit gegen jene sich betrug, das wissen wir aus ihrer Aufführung, als Kaiser Augustus noch in ihren Fesseln lag. Agrippina reizte noch dazu ihre Rache durch den immer fertigen Troz, den sie ihr bei jeder Gelegenheit entgegen sezte. Keine wollte sich von der andern an hartnäkkigem Haß übertreffen lassen; nur zog Agrippina mit ihrer unbesonnenen Hizze immer den kürzern, während ihre Feindin mit der kältesten Bosheit jeden Zwek erreichte. Livia hatte zwar keinen andern Beweggrund Agrippina zu hassen, als vermuthlich darum, weil sie aus Zufall ihre Verwandtin war. Agrippina haßte Livia doch noch mit einigem Grund, denn dies Weib hatte sich als Buhlerin in ih-

re Familie eingeschlichen, hatte ihren Sohn durch Intriguen auf den Thron geschoben, hatte Agrippinens Mutter Julia als Stieftochter und Sohnsfrau auf die boshafteste Weise verfolgt, und trug es auch jezt noch darauf an, mit allen möglichen heimtükischen Kniffen die Nachkömmlinge vom Kaiser Augustus auszurotten.

Dies waren in den Augen der stolzen reizbaren Agrippina Verbrechen genug, um sie auf ewig zu hassen! Die Enkelin des grossen Kaiser Augustus konnte es nicht ertragen, daß die undankbare Buhlerin die Wohlthaten ihres Großvaters so mißbrauchte. Es schmerzte sie tief in der Seele, ein Weib auch jezt noch um den Thron herum kriechen zu sehen, den sie für den eingeschobenen Sohn erbuhlt hatte. Kurz die Weiber schwuren einander ewigen Untergang, und schwuren noch dazu, wie Weiber im Zorne schwören, fürchterlich! — Der gegenseitig beleidigte Ehrgeiz war aus den Schranken getreten, nur gründete er sich bei Agrippina auf mehr erlaubten Stolz, und nährte keine so heimtükische Rachgier, wie

bei der niedrig denkende Livia, die noch dazu mehr Gewalt in Händen hatte. Agrippinens Zorn äusserte sich immer nur in einer fliegenden Hizze, bei der noch eine gewisse Gutherzigkeit übrig blieb, aber Liviens Zorn war kalt, schleichend, und um desto gefährlicher. Wenn er zielte, so zielte er sicher, und zermalmte, wo er hintraf. Livia handelte boshaft mit Plan, Agrippina lies sich bloß vom augenbliklichen Affekte hinreissen. Livia verlor im Zorn nie ihre Geistesgegenwart, sie konnte mit Kopf und Fassung Böses thun, Agrippina vergaß sich in ihrer Hizze, und gab den Feinden dadurch Blössen, an die sie sich hielten, um sie desto bequemer in den Abgrund zu schleudern. Sie wurde mehr als einmal durch bestochene Kreaturen in Versuchung geführt, mehr als einmal zum Zorne gereizt, um die Zunge zu heben gegen Tiberius und seine Gehülfen. Dies gab der schlauern Livia dann immer neuen Stoff so was ihrem Sohne im Vorbeigehen beizubringen, bei dem es treffliche Wirkung that, da der Same zur Grausamkeit ohnehin schon in seiner Seele lag. So war die Stimmung der

Gemüther ehe Germanikus und seine Gattin zum Feldzuge nach Deutschland abreisten.

Wir wollen sie nun begleiten, meine Freundinnen, wir wollen jezt Agrippina als ein Weib beobachten, die auf der Reise jeder Beschwerlichkeit trozte, jeder Menschlichkeit heldenmüthig entsagte, zu der sonst unser Geschlecht so sehr geneigt ist. Die Weiber hatten damals freilich auch einen vestern Körper, wenigstens jene die ihn nicht durch Schwelgerei geschwächt hatten, doch man kann auch den schwächsten Körper nach und nach durch eine veste Seele stärken. Es kömmt bei den Weibern gar viel darauf an, daß sie sich bei jeder Gelegenheit wo es der körperlichen und Seelenstärke bedarf, nur nicht einbilden Weiber zu seyn; und wenn sie auch hundertmal von dem schwächern Körper daran erinnert werden, so sollte doch wenigstens ihre hochgespannte Einbildungskraft, und ihre weichlichen auf Vorurtheile gegründeten Forderungen, diese Erinnerung nicht vergrössern. So wie die Weiber sich bei körperlichen Anstrengungen, bei Operazionen und Krankheiten dies zum Grundsazze machen, so werden sie auch

bald aufhören übertriebene Empfindlerinnen zu seyn. *) So viel nur im Vorbeigehen bei Gelegenheit, da ich von unserer sich selbst abhärtenden Heldinn Agrippina sprach. Sie verbitterte ihrem Gatten auf der Reise das Leben nicht durch unerträgliche Prätensionen, die der mit dem Kriegsheere so sehr beschäftigte Mann nie würde haben erfüllen können. Sie fiel bei lautem Kriegslärm nicht in Ohnmacht, und entbehrte bei dem einfachen Soldatenmahl sehr leicht die lekkere Tafel, an der die übrigen Römerinnen zu speisen gewohnt waren. Es war ihr Wonne, dem Gatten dessen Schweiß sie nach der Tagesermattung liebevoll abtrökncte, das Leben zu versüssen.

---

*) Es ist eine eben so höchst lächerliche Affektation, wenn die Weiber beim Lesen starker aus der Natur gehobener Schilderungen alles zu hart, zu grell finden. Um ihrer Nerven willen, die sie gewöhnlich zur Ausrede nehmen, kann sich die Natur der Sache, und die Feder des Schriftstellers, der sie in die Natur getaucht hat, nicht versüssen. Ihm ist und muß die Natur ewiges Gesez seyn, sonst wird er unzwekmäßig.

Zwar gelang es ihr nicht immer ihn am Busen in süssen Schlaf der Liebe einzuwiegen, auch hatte er wie alle Menschen Anwandlungen von Menschlichkeit, die ihn zu momentanen Schwachheiten hinrissen; aber wenn es ihr wieder gelang, so gelang es ihr dann auch desto glüklicher. Germanikus war Mensch; allein Agrippina wußte es schon so einzurichten, daß er immer wieder zu der Vertrauten seiner Seele zurükkehrte, besonders jezt in einer Lage, wo ihn ein gefährlicher Aufruhr unter seinem Heere ängstigte.

So sehr dieser Aufruhr dem edeln Germanikus hätte schmeicheln sollen, da das aufrührische Volk ihn mit Gewalt zur Regierung zwingen wollte, so standhaft, groß und edel schlug er diese Aufforderung ab. Er trozte weit lieber jeder Gefahr, als daß er an seinem Oheim eine Untreue begieng, die es im strengen Verstande nicht einmal gewesen wäre, da Tiberius unrechtmäßig auf dem Throne saß. Muthig widersezte er sich dem rebellischen Volke, doch wollte er seine Gattin und ihren Säugling Kaligula nicht der Gefahr einer Mißhandlung aussezzen, und bat sie in-

ständig sich nach Trier zu flüchten. Die muthige Agrippina widersezte sich aber dieser Bitte mit aller Stärke eines stolzen Weibes, welche Liebe und Entschlossenheit genug besaß mit ihrem Gatten jeder Gefahr entgegen zu gehen. Doch Germanikus der Held gebot, und sie mußte gehorchen. Traurig und zärtlich war der Abschied, aber groß die süsse Hoffnung in Agrippinens Seele, ihren Gatten, dessen Allgewalt über das Volk sie kannte, bald wieder zu sehen. Sie hielt bei dieser Trennung ihr Kind auf dem Arme, den Abschiedsblik gegen das Volk gerichtet; er war kühn dieser schöne Blik, aber nicht übermüthig, rührend aber nicht verzagt, stolz aber nicht gebieterisch, liebevoll aber nicht kriechend, herzlich aber nicht gemein, kurz er enthielt alles was oft auf den größten Volkshaufen so elektrisch wirkt. Das Volk unter dem jezt schon viele Herzen aufthauten, wollte sie zurükhalten, aber Germanikus der es durch stolzen Widerstand noch mehr zur reifen Ueberzeugung zu bringen suchte, gab es nicht zu, er ließ Gattin und Sohn mit schwerem aber vestem Herzen fortziehen.

Recht bald nach Agrippinens Abreise, die das meiste dazu beitrug das Volk zu rühren, stillte sich der Aufruhr und sie kehrte dann mit hohem Entzükken wieder in die Arme ihres Gatten zurük! Auch zwang sie nun beim Heere die Herzen aller so in ihre Gewalt, daß die Soldaten in der Abwesenheit des Gemahls sich gar nicht weigerten Befehle von ihr anzunehmen. Es gelang ihr fast immer, den grossen Haufen, der eben so leicht zu Ausschweifungen als zur Biegsamkeit geneigt ist, mit glühender Beredsamkeit zur Tapferkeit und zum Gehorsam anzufeuern. August's würdige Enkelin zeigte hier zum erstenmal welches Blut in ihren Adern rann. Sie überschritt jezt zum erstenmal aber mit vieler Ehre die Schranken eines Weibs, und benüzte mit gutem Erfolg ihres Geistes Allgewalt. Von ihr konnte man lernen, was eine gewisse heroische Herzlichkeit, die sich deswegen nichts vergibt, über den grossen Haufen vermag, welcher alles so gerne anstaunt, was ihn an der Geistesgrösse übertrift. Sie bewieß es für Könige, Fürsten und Volksvorsteher was sie über das Volk vermögen, wenn

sie Feuer, Entschlossenheit, Beredsamkeit, und Muth genug besizzen, es so zu fassen wie Agrippina es faßte. Der Pöbel glich von jeher einem grossen schwerfälligen Klumpen, der sich in gewissen Augenblikken eben so leicht zur Ausschweifung, wie zur Ordnung wälzen läßt; nachdem er gewälzt wird, fällt er. Stehen böse Menschen an seiner Spizze, so folgt er mechanisch seinen Anführern, stehen aber gute entschlossne Männer da, dann gafft er sie an, bewundert, zittert, staunt, und beugt überrascht die Knie. Seine Handlungen hängen meist von Augenblikken und Zufällen ab. Dies wußte Agrippina wohl, und benüzte es!

Uebrigens möchte ich aber doch nicht behaupten, daß sich bei dieser Gelegenheit nicht auch ein leiser, leiser Wunsch, ihren Gatten auf dem Throne zu sehen, in Agrippinens Seele eingeschlichen hätte. So groß sie sonst in manchen Dingen war, so glaub' ich doch, daß sie hierin das Weib nicht ganz verläugnete. Wenigstens war die Liebe des Volkes für ihren Ehrgeiz gewiß ein neuer Sporn sie immer mehr und mehr zu erhalten, der Ausgang möge dann seyn, welcher er wolle.

Laut durfte sie diesen Wunsch um ihres treff-lichen Gatten willen, der als Held seinen Ehr-geiz genug befriedigen konnte, und dem es nicht nach dem Throne lüstete, gewiß nicht merken lassen. Auch nicht um der Ruhe ihrer Familie willen, die von den Feinden bei der geringsten Gewißheit noch grausamer verfolgt worden wäre; aber im Stillen konnte sie sich des Gedankens an einen solchen Sieg gewiß nicht erwehren; dies sah man dem thätigen Feuer an, womit sie handelte. Ich müßte mich in dem Herzen des Weibs sehr irren, wenn diese Vermuthung nicht Grund hätte, und wäre es auch bloß gewesen, um über ihre Todfeindin Livia zu triumphiren. — Doch für jezt wollen wir keinen tiefern Blik mehr in Agrippinens Herz wagen, und lieber wie-der zu dem Faden der Geschichte zurükkehren.

Man hätte nach allem diesem glauben sol-len, daß sich Tiberius und seine Kreaturen durch das veste Betragen des edeln Germa-nikus, als er den angebotenen Thron aus-schlug, völlig hätten beruhigen können, aber es war nicht so. — Der Minister Sejanus der einen ganz eigenen Plan hatte, und es

nichts weniger als mit dem Kaiser selbst gut meinte, fand in Germanikus noch immer den Mann der ihm im Wege stand. Um diese Zeit zitterte ganz Rom vor den Henkersknechten die dem Liebling nach Wunsch zu Gebote standen! Seine Allgewalt über den Tyrannen war ohne Schranken; er zögerte auch nicht, ihm einzuflüstern: Agrippina gewinne absichtlich immer mehr und mehr die Liebe des Volkes, um einen Thron für ihren Gatten zu erschleichen, den sie zu ertrozzen sich zu ohnmächtig fühle. Tiberius glaubte es, aber er war in der Verstellungskunst so sehr Meister, daß er dem edeln Germanikus und seiner Gattin bei ihrer Rükkunft nach Rom nicht das geringste davon merken ließ. Er vergoldete die giftige Pille und ergriff seine Maaßregeln im Stillen. Ihm gelang es so gar die Sache so fein einzurichten, daß Germanikus für den Befehl, auf der Stelle in die Morgenländer abzureisen, um die dortigen Unruhen zu stillen, noch danken mußte. — Man hat schon oft bemerkt daß je süsser die Sprache eines Mannes ist, desto falscher sei das Herz aus dem sie komme. Da wo

die Menschen einander betrügen wollen, stekken sie sich hinter die Hülle der zukkersüssen Höflichkeit. Doch darf man deßwegen nicht glauben, daß man um redlich zu seyn auch roh seyn müsse. Es gibt zwischen dem verdächtigen Hofton und der plumpen Pöbelsprache noch eine breite Mittelstrasse. Offenheit und Freimüthigkeit ohne Rohheit sind die eigentlichen Merkmale eines biedern Herzens. Kalten verschloßnen Menschen denen man jedes herzliche Wort herauspressen muß, die nie höflich ohne Verschlossenheit seyn können, traue ich nicht. Tiberius überzeugt uns hievon am besten, er wog gegen Germanikus seine Worte pünktlich ab, sprach mit ihm nur einsylbig aber äusserst süß und höflich. Man sah es seiner ganzen Natur an, daß sie sich bemühte etwas zu scheinen, was sie nicht war. Sie hatte sich zwar schon an diesen Schein gewöhnt, aber doch schimmerte für den Menschenkenner noch eine Funke hervor, der ihm ins Ohr sagte: *Mensch du lügst!* Schade daß dieser sprechende Funke dem edeln Germanikus entgieng. Er war im vollen Bewußtseyn der Redlichkeit zu sicher, um ei-

nen Seitenblik wagen zu wollen. Agrippinen ahndete schon deutlicher die Absichten des Bösewichts, aber ihr Gatte horchte nicht auf sie. Es empörte seinen Ehrgeiz, daß ein Weib alles besser wissen wolle!

Leider aber wurden Agrippinens Muthmassungen nur zu bald gegründet! Kaum war sie mit ihrem Gatten im Morgenlande angekommen, um dort durch der Liebe Allgewalt das Herz der Rebellen zu besänftigen, so folgte ihnen ihr Todfeind Piso, von dem Tyrannen heimlich beordert, auf dem Fusse nach. Ihm war zwar nur Syrien anvertraut geworden, aber auch da fehlte es dem bestochenen Bösewicht nicht an Gewalt, den edeln Germanikus zu kränken. Schon damals waren die größten Männer — wie es nur zu oft geschieht — die Zielscheibe der Bosheit einzelner Bösewichter. Was die Verläumdung nicht über sie vermochte, vollendete Kabale und Personalhaß. Piso ergriff um so frecher jede Gelegenheit den trefflichen Germanikus zu verfolgen, da er von Tiberius und seiner erbosten Mutter dazu bevollmächtigt war. Sein Weib Plancina diente ihm

dazu als treue Gehilfin. Was er nicht vermochte, ward ihrer Schlauheit, ihrer Bosheit überlassen. Umsonst wollte sie nicht die Vertraute einer Livia seyn, umsonst hoffte sie nicht auf die Belohnung nach der Ausführung eines Plans, wie ihn nur solche Geschöpfe anzetteln konnten. Genug, weder Agrippina noch ihr Gatte vermochten es mehr, den planmäßigen Verfolgungen dieser feilen Kreaturen auszuweichen. Agrippina mit ihrem lebhaften Temperamente war vollends unfähig dazu. Es gelang der tückischen Plancina wie ehemals einer Livia sehr leicht, sie zum Zorne zu reizen, und jedes Wort, das ihr dann entschlüpfte, wurde mit Vergrösserungen wieder dem Hofe einberichtet. Auch Germanikus bemerkte bereits, wie sehr Piso und sein Weib ihn vorsezlich zu beleidigen suchten: aber er verbarg den gerechten Unwillen, um die Feinde vielleicht noch durch Großmuth zu entwaffnen. Allein es gelang ihm nicht, sie hielten diese ruhige Ergebung für Feigheit, und wurden noch frecher. Indessen ließ sich Germanikus in seinen Pflichten nicht irre machen, wenn schon Piso sich

äusserst bemühte, das Volk gegen ihn aufzuhezzen. — So dauerten die Verfolgungen unter verschiedenen Gestalten fort, bis endlich Germanikus ihrer müde eine Reise nach Egypten antrat, um doch wenigstens eine Zeitlang den Feinden auszuweichen; aber gerade dadurch gab er ihnen noch mehr Gewalt in die Hände.

Sie verläumdeten jezt beim römischen Hofe alle guten Anstalten, die er im Lande getroffen hatte, und erhielten noch eh' er zurük kam, die völlige Erlaubniß, das ganze schöne Gebäude einreissen zu dürfen, das er aufgeführt hatte. Mit welchem Uebermuth Piso dies that, läßt sich leicht begreifen, und wie sehr der freche Undank den edeln Germanikus entrüsten mußte — eben so leicht. Seine Großmuth war durch diesen lezten Streich gegen diese Menschen erschöpft geworden, er erklärte sich nun öffentlich für ihren Feind. Doch Piso, dem bisdahin jeder Versuch auf das Leben dieses grossen Mannes mißlungen war, glaubte jezt in Rom wirksamer an seinem Untergange arbeiten zu können, und wollte eben abreisen als Germanikus von ei-

ner tödtlichen Krankheit befallen ward. Piso blieb, und in der schwarzen Seele erwachte neuerdings die Hoffnung, diese Pause zu seinem Vortheile benüzzen zu können. Aber für diesmal betrog sich der Bösewicht; Germanikus fieng bald wieder an sich so zu bessern, daß das jubelnde Volk haufenweis zu dem öffentlichen Dankopfer eilte. Seine Kräfte kehrten allmälich wieder zurük, und schon besaß er wieder Geistesstärke genug, um den Verräther Piso mit aller Entschlossenheit zu verbannen! — Piso der Verbannte reiste nun ab, aber bloß in die Nachbarschaft, nicht nach der Vorschrift aus dem Lande. Da hauste er jezt mit seinem tükkischen Weibe, und lauerte so gierig auf den Tod des grossen Mannes, wie Bösewichter lauern, wenn sie ein Bubenstük im Sinne haben. Seine Pfeile zielten unglüklicher Weise nur zu gut, Germanikus wurde rükfällig, die Krankheit verschlimmerte sich, und er starb endlich an einer Vergiftung! — So riß ein Verworfener einen edeln, verdienstvollen Mann mitten aus der ruhmvollsten Laufbahn heraus; die Menschheit verhüllte sich und trauerte! —

So

So endigte sich das Leben eines grossen Mannes, dessen Thaten der Unsterblichkeit trozten! So verlor Agrippina einen Gatten, bei dessen entseelter Hülle sie den Mördern fürchterliche Rache schwur! —

Nur noch so was bedurfte es, um ein Weib zur öffentlichen Rache anzufeuren, deren Herz noch von tausend andern Beleidigungen blutete! Nur noch so was bedurfte es, um ihr zügelloses Feuer in volle Flammen zu blasen, und ihren unbändigen Ehrgeiz in rastlose Thätigkeit zu verwandeln! Nur noch diesen Stoß bedurfte es, um ein liebendes Weib zu Schritten zu verleiten, zu denen es vielleicht ohne ihn nicht fähig gewesen wäre!

Daß eine Agrippina, eine stolze Römerin, so unversühnlich auf Rache denken konnte, ist wohl kein Wunder, um so weniger da ihr sonst so edler Karakter bei diesem wilden Feuer von keiner liebevollen Kristusreligion geleitet wurde — da es den verdorbenen Sitten ihres Zeitalters gemäß war, jede Beleidigung mit Blut abzuwaschen.

Agrippina war Weib — zwar ein edles Weib, aber das Schiksal hatte in ihren Edelmuth eine gewisse auf Ehrgeiz gepfropfte Wildheit gemischt, die einen Schatten auf ihren übrigen Karakter warf. Durch Schiksale war sie zu Manchem gereizt worden, dem sie im ruhigen, eintönigen Leben gewiß entgangen wäre.

Bei dieser Gelegenheit muß ich meine Leserinnen bitten, doch ja nie über Menschen die das Opfer ihrer Schiksale wurden, übereilt zu urtheilen! Es liegt bei ihnen oft noch so manche entschuldigende Triebfeder unsern Augen verborgen, die der Schwachköpfige oft nicht zu enträthseln vermag, besonders nicht, wenn er selbst nie den Stürmen des Lebens Preis gegeben war, wo Tausende scheitern und nicht wieder aufstehen! — Es ist für die eingemauerte Nonne, wenn sie ohne Versuchung auf dem Pfade des Lebens nie ausglitscht, gar kein Verdienst. Aber für den ist es Verdienst, der mitten im Sturme hundertmal Schiffbruch litt, und sich doch wieder ans Gestade hinarbeitete! — Dadurch gewinnt er erst Stärke, und Uebung im Guten. Eine

Tugend die keinen Versuchungen zu trozzen weiß, ist eine schwindsüchtige Tugend. Es scheint als ob gewisse Menschen im Labyrinth ihrer Schiksale straucheln müssen, um gestärkt und vorsichtiger wieder aufstehen zu können.

Ich will dadurch Agrippinens Rachsucht ganz und gar nicht entschuldigen, aber hinführen wollte ich meine Leserinnen an die Quelle, und ihnen zeigen wie die edle Agrippina so weit kam — Ihnen zeigen, wie man so oft und so leicht eine Handlung verdammt, ohne Menschenliebe genug zu besizzen, ihre sie in etwas entschuldigende Quelle aufzusuchen. Agrippina hatte auch dies mit vielen Menschen gemein, ihr Karakter bestand aus einem Gemische von Bösem und Gutem, ohne gerade auf der einen Seite ein entscheidendes Uebergewicht zu behaupten. Hätte das Schiksal ihren Ehrgeiz nicht unaufhörlich fort gereizt, so wäre sicher gerade er die stärkste Triebfeder zu den trefflichsten Handlungen geworden; so aber nahm er unter dem Drukke des Unglüks eine schiefe Richtung und gebar Auswüchse. Wir wollen nun ihr Betragen noch ferner belauschen, um einen ganzen Ueberblik ihres Karakters zu erhalten.

Noch naß von den Thränen über den gemordeten Gatten, noch angeklammert mit der verzweiflungsvollen Mine einer trostlosen Wittwe an den Aschenkrug, bestieg Agrippina das Schiff zu ihrer Rükreise nach Rom. Noch schluchzend im Trauergewande schrie sie händeringend um Rache! Matt am Körper, aber krafftvoll der Seele nach, schwur sie bei den hohen Göttern nicht eher die an ihr Herz gepreßte Urne zu verlassen, als bis er gerächt sei der gemordete Liebling! — Rache! Rache! war es, die sie ihren Kindern laut und fürchterlich in die Ohren schrie! Rache war es, die sie ihren Söhnen unaufhörlich einflößte! Rache war es, die ihr die Verzweiflung in jeder Minute auf die Zunge hinbrannte! —

Um Rache flehte sie den Himmel mit starren Blikken, um Rache die Elementen mit Seufzern, um Rache die Natur an, deren sanfte Einliespelungen sie in der ersten Verzweiflung ganz überhörte! So gestimmt erreichte sie von vielen Freunden begleitet endlich Rom. Piso, dessen Freude über den Tod des Germanikus unaussprechlich groß war,

sah indessen in Syrien seine Wünsche auch vereitelt. Plancina aber zeigte sich bei diesem Todesfall als ganz boshaftes Weib, sie zog auf der Stelle ihre Trauerkleider aus, die sie um ihrer Schwägerin willen trug, nur damit ja Niemand wähnen möchte, als ob sie um Germanikus traure. Doch unter den Truppen in Syrien lebte noch ein freimüthiger ehrliebender Mann, der sich nicht scheute, Piso zur Abreise nach Rom zu zwingen, damit er dort der Wittwe strenge Rechenschaft gebe von seinem Betragen.

Schon lag die Traurende vor des Kaisers Füssen, und flehte mit hinreissender Beredsamkeit um Rache für den gemordeten Gatten! — Sie flehte so wimmernd, so laut, so erschütternd, mit so viel Gründen, mit so viel Bewußtsein ihrer gerechten Forderung, unter grellem Klaggeschrei, mit fliegenden Haaren, mit laut pochendem Busen, mit einem Thränenstrom, unter Schluchzen und Händeringen, daß selbst der Tyrann Tiberius verlegen da stand, und staunte! — Sein böses Gewissen wußte sich im ersten Augenblik der Ueberraschung nicht besser zu helfen, als daß er die

Entscheidung dem Senat überließ. Nur auf diese Art glaubte er den eigentlichen Urheber einer schändlichen That am besten zu verbergen, und schob den Piso als Werkzeug zum Opfer hin! — So geht es den Lieblingen der Despoten gewöhnlich, wenn sie sich zu Werkzeugen des Lasters brauchen lassen! Der Kaiser kannte nun den angeklagten Piso nicht mehr, und dieser war schon zu viel feiger Böswicht um noch Muth genug zu haben, ihn als Mitschuldiger anzuklagen. Kaum vermochte es Livia noch dahin zu bringen, daß sein Weib-Gnade erhielt, und Piso entleibte sich dann in der Verzweiflung selbst noch, eh' er verurtheilt war. So straft sich das Laster im ewigen unerforschlichen Zusammenhange der Dinge immer selbst, so reibt ein Böswicht den andern auf!

Tiberius und seine schlaue Mutter hatten nun Ursache, wenigstens im ersten Augenblikke Agrippina aus Politik zu schonen, da die Thränen des Volks über den Tod des Germanikus noch zu frisch die Wangen hinab rollten. Das Andenken an den Verlust eines so edeln Mannes war noch zu neu, der Un-

wille gegen Tiberius schon zu laut, als daß sie sich nicht vor übeln Folgen hätten fürchten sollen. Besonders lebten noch einzelne Männer, die den Unterschied tief fühlten. Unter ihnen war ein gewisser Sabinus, der es am lautesten wagte, sich der verlaßnen Wittwe anzunehmen. Agrippina merkte wohl, daß der Kaiser sie schonen mußte, und war durch unbandige Hizze verleitet unklug genug, sich mit Pisos Tode nicht begnügen zu wollen. Noch immer zielten ihre bittern Anmerkungen auf Tiberius und seine Mutter; auch diese wollte sie gestraft wissen. Der Hof ließ sie übrigens bis jezt ihr unkluges Wesen ungeahndet forttreiben, doch verfolgte er im Stillen ihre Freunde um so heftiger. So wurde bald der edle Sabinus und ihre vertrauteste Freundin Claudia Pulchra das Opfer! — Sie mußten für Agrippinens unkluge Aufführung ein Leben hingeben, das der unglüklichen Wittwe vielleicht noch grosse Dienste hätte leisten können!

Durch den unschuldigen Tod dieser Edeln noch mehr zur Wuth gereizt, fuhr Agrippina auch jezt noch fort, auf den Hof zu schim-

pfen. Ihr sonst guter Kopf gränzte durch die ewige ehrgeizige Spannung bereits an Raserei und Wahnsinn, sie taumelte ohne Bewußtsein an den Abgrund hin, ohne ihn zu sehen. Die Unglükliche fuhr in der Geistesverwirrung noch immer fort auch ihre Söhne zur Rache anzuflammen. Dies Betragen war ihr schon zur Gewohnheit geworden, daß sie über sich selbst nicht mehr Meister wurde. Früher hätte sie auf sich Achtung geben sollen, früher hätte es ihr noch gelingen können, den Haß zu entwaffnen, jezt wars zu spät. Vermuthlich hat ihr Sohn Kaligula einen grossen Theil seiner nachherigen Grausamkeit diesem unvorsichtigen Betragen der Mutter zu danken! — War es ein Wunder? Er wuchs mit Grundsäzzen auf, die ihn schon frühe für Menschenhaß und Grausamkeit empfänglich machten! — Schon als Knabe hielt er es, von der Mutter gespornt, vermuthlich für erlaubt und rühmlich, auf jede Weise Rache an den Mördern seines Vaters zu suchen. Auf Nero und Drusus machte das Angstgeschrei der Mutter weniger Eindruk, es reizte sie zwar zur wehmüthigen Empfindlichkeit, doch nicht zum zü-

gellosen Blutdurst. Ihre Temperamente waren vermuthlich sanfter, ihre Herzensanlagen menschenfreundlicher; das Volk versprach sich besonders von Drusus sehr viel Gutes. Man hielt ihn allgemein für den edelsten, hoffnungsvollsten, würdigsten Jüngling unter den Nachkömmlingen des Germanikus. Dies war schon genug, um auch ihn den heimlichen Verfolgungen eines verdorbenen Hofs Preis zu geben. Ueber dies liebten die beiden Jünglinge ihre Mutter zu sehr, um begreifen zu können, daß sie sich die meisten Leiden ihres Lebens durch ihr störriges unvorsichtiges Betragen selbst zuzog. Diese Liebe verleitete sie auch bei Hofe zu einigen unüberlegten Aeusserungen; und der ohnehin argwöhnische Kaiser schikte ihnen nun von Stund an Kundschafter nach, die alles, was sie sprachen, aufzeichnen mußten. Agrippina erschien dessen ungeachtet noch täglich bei Hofe, aber sie wußte ihrem auffallenden Haß so wenig Schranken zu sezzen, daß sie dem Kaiser selbst ins Gesicht trozte. Sie zeigt uns wieder aufs neue, daß die Weiber höchst selten zwischen Liebe und Haß einen Mittelweg finden. Al-

les ist bei ihnen überspannt, alles extrem, alles hoch droben, oder tief unten. Ich möchte wohl den Grund davon in der Reizbarkeit der Nerven suchen. Doch wenn die Weiber frühe schon dieser Reizbarkeit eine gute Leitung zu geben suchen, so können sie eben vermög dieser Reizbarkeit in der Tugend sehr hoch steigen. Auch Agrippina hatte Anlage zu grossen Tugenden, aber sie überließ sich zu leichtsinnig dieser Reizbarkeit, und gleitete aus. Ihr unbändiger Haß führte sie so weit, daß er jezt gar keine Mäßigung mehr kannte. Auch ihr Körper liegt unter diesen heftigen Kämpfen; sie verfiel in eine schwere Krankheit. Es war traurig anzusehen, wie die Unglükliche von der hochgespannten Einbildungskraft gefoltert wurde, wie sich diese grausame Mörderin ihrer Ruhe nur auf einen Punkt vereinigte, wie sie ihr zur Qual alles vergrösſert darstellte, wie sie bei ihr jeden Funken kalte Vernunft töden half. Es war traurig zu sehen, wie die kranke Agrippina den Kaiser, der sie besuchte, so ganz ohne alle Politik mit übermüthigem Troz empfieng; wie der Ehrgeiz am unrechten Orte

einen zu hohen Schwung nahm; wie sie mit beissendem Spott von dem Mörder ihres Gatten einen andern Gemahl forderte, zum Schuz für sich und ihre Kinder. Wie sie zwar nicht von dem entrissenen Throne sprach, aber es ihm in der Verzweiflung doch deutlich merken ließ, so daß der erboste Tyrann voll Wuth ihr entgegen rief: Dies Weib ist bloß mit dem Throne zu besänftigen! und sie dann plözlich verließ. Wer nur ein bischen Menschenkenntniß besizt, wird aus dem Betragen des Kaisers schliessen können, daß er Agrippina aus Politik noch auf eine gewisse Art schonte. Warum benüzte die Unglükliche dies Betragen nicht, und schikte sich in Zeit und Umstände! — Warum wollte sie als schwaches wehrloses Weib der Allgewalt des Stärkern trozzen? — Sie war beleidigt, mißhandelt, unterdrükt geworden, aber durch ihre Störrigkeit wurde sie es noch weit mehr, und gab auch dem Henkersbeil noch ihre Freunde, ihre Kinder Preis! Es ist was entsezliches um die Ehrgeizigen; wenn sie einmal einen Zielpunkt gefaßt haben, so übertreffen sie in der Hartnäkigkeit, im Blutdurst, in der Grau-

samkeit die wilden Thiere! O Mütter, Mütter, lehrt doch eure Kinder frühe schon Nachgiebigkeit, Mäßigung, Versöhnlichkeit, oder eure Erziehung ist Pfuschwerk! — —

Der schlaue Tiberius war jezt vest überzeugt, daß der Zeitpunkt sie zu stürzen endlich da sei; er war vest durch seine Kundschafter überzeugt daß das Volk für sie kälter geworden war, und verbot ihr förmlich den Hof. Doch damit genügte es ihm noch nicht; er schilderte Agrippina dem Senat auch noch als ein hochmüthiges, unternehmendes, rebellisches Weib, und vergaß ja nicht zugleich mit äusserster Bitterkeit von den Jugendfehlern ihrer Söhne zu sprechen. Der Senat erschrak nicht wenig über den hohen Ankläger einer berühmten Familie für die er Achtung fühlte, und schwieg, in der Hoffnung den ersten Zorn vorüber rauschen zu lassen. Aber er irrte sich in Tiberius. Dieser war es, der ihm seine Schonung für Agrippina als Undank verwies, und die Unglückliche mit ihren ganz unschuldigen Söhnen Nero und Drusus selbst zum Exil verurtheilte! Damals waren leider die meisten Senatoren schon zu feige,

um sich einem Tyrannen, wie Tiberius war, widersezzen zu können, der bloß darum so handelte, weil er ihre Feigheit kannte. Agrippina wurde also von ihm ohne Erbarmen auf die öde Insel Pandataria ins Elend verwiesen, und ihr ältester Sohn Nero zu gleicher Zeit auf eine benachbarte Insel. Der unglükliche Drusus aber erhielt ein Gefängniß in der kaiserlichen Burg. Doch während sich Tiberius an dem Anblik dieser bedaurungswürdigen Opfer weidete, erhob der Rebelle Sejanus sein Haupt, und wagte es, von seinen Anhängern begleitet, nach der Krone zu greifen. Alle Umstände waren wirklich so bedenklich, daß Tiberius schon Befehle gab, wenn Sejanus siege, den Drusus auf den Thron zu sezzen. Aber die Wagschale sank, Sejanus wurde entwaffnet, und der unglükliche Jüngling fiel jezt wieder in sein Nichts zurük! Das Ungeheuer Tiberius ließ ihn nachher im Gefängniß so hungern, daß er die Betten zernagte, und bald darauf wie sein Bruder Nero aus Hunger starb! — Friede sei mit ihrer Asche! Die guten Jünglinge wurden mit vielen andern in jenen bar-

barischen Zeiten traurige Opfer des Despotismus. —

Unterdessen befand sich die unglükselige Agrippina nach immer einsam auf ihrer wüsten Insel, und es scheint, wenn ich aus den Angaben der Schriftsteller nicht fehl schliesse, daß weder Elend noch Verbannung ihren Stolz habe bändigen können. Die Einsamkeit, sonst die Retterin verwirrter Seelen, vermochte nichts mehr über ein Herz, das in schiefem Ehrgeiz schon zu sehr verwildert war. Einige Schriftsteller behaupten, sie sei aus Mangel an Lebensmitteln gestorben. Andere aber sagen mit mehr Grund, sie habe willkührlich den Hungertod gewählt. Mir scheint dies leztere wahrscheinlicher, da vor ihr Mutter und Großmutter auf diese Insel gebannt, lange lebten. Es läßt sich leicht glauben, daß ein Weib, die den Muth hatte, sich einem Tyrannen so hartnäkig zu widersezzen, auch den Muth besaß, freiwillig Hungers zu sterben, und im Tode noch trozzen konnte. Aber so weit wäre es mit der unglüklichen Agrippina sicher nicht gekommen, wenn sie nicht zu störrig gewesen wäre, ihre Leiden

mit einer Ergebung in den Willen der Vorsehung zu tragen, die dem weiblichen Geschlecht in unsern Zeiten so viel Ehre macht! Ihr unglükliches Leben, und ihr nicht weniger unglükliches Ende mag uns lehren, was sie mit ihren Geistesanlagen hätte seyn können, wenn sie es durch frühe Mäßigung ihrer Leidenschaften hätte seyn wollen!

M. A. L.

Epistel

an Durla.

Von meinem Baum — du hast ihn schon gesehen —
Ein schmaler Fußpfad führt an ihm vorbei,
Zur Seite sind zwei kleine Höhen,
Im Thälchen rauscht die liebe Melodei
Ein Murmelbach, wo Wiesenblumen stehen —
Von meinem Baum, der mild zur Erde sich
Mit krummen Naken senkt, mich freundlich zu empfangen,
Sucht oft mein Blik in brünstigem Verlangen
Dein Dörfchen auf — und findet dich.

Dich, Durla, sucht mein Blik, und dich
hat er gefunden.
Dir eilt dieß Herz in lauten Schlägen zu.
Dir ward in wonnereichen Stunden
Einst dieß Vergißmeinnicht gewunden,
Und wer verdient es mehr, als Du?
Dein liebevoller Blik, aus dem die reinste Güte
Entzükend stralt, hat diese Blum' erzeugt.
In deiner Hand steht ihrer Blüte,
Und wehe mir, wenn Durla leugt!

Du wähnst vielleicht, der schwarze Kummer nage
An diesem Herzen noch, das halb verzweifend
schied.
Ich läugne nicht: mich quälten finstre Tage,
Kaum, daß ich nicht die Menschen mied.
Ein halber Phanias *, eh von dem Rosenmunde
Musarions die Zauberrede floß,
Durchirrt' ich in der Schwermuth Stunde
Oft Hain und Thal, und fand sie freudenlos.
Vereinzelt stand ich da, wo Welten sich enthüllen,
Und

* Wer kennt Phnaias nicht, den bekehrten Menschenfeind in Wielands Musarion.

Und fühlte nichts, als dumpfen Gram in mir,
Den schnöden Druk der Welt, und jede List
in ihr,
Den Kampf der Möglichkeit mit meinem Willen,
Den Eigensinn des Glüks, die laurende Begier.
Indeß in sanftem Himmelsstrale
Die Freude sich ergoß den Kindern der Natur,
Quoll mir allein, mir Armer nur,
Kein Tropfen Lust aus ihrer Schale.

So schwarz, geliebte Durla, war
Seit deiner Flucht die Farbe meiner Seele.
Ich fühlte tief, daß mir nur Durla fehle,
Und doch war diese Regung minder klar,
Als heftig, weil der Schmerz, mich folternd,
sie gebahr.
Verworren drängten sich Empfindungen zu-
sammen,
Und bildeten ein sturmerfülltes Meer.
Ich irrte sprachlos, ohne Ruh' umher,
Und stürzte mich in der Verzweiflung Flammen.
Ach! Durla, solche Qualen schaft
Die Trennung für der Freuden reiche Fülle,
Die oft mein Ungestümm zu unklug aufgeraft.
Mein Hang zu dir war Leidenschaft,

Und so verlohr mein Gram der Wehmuth sanfte Stille.
Wer mag es wissen? wären wir
Drei Wochen früher nur geschieden,
Es hätte nie getobt in mir;
Vielleicht ich hätte meinen Frieden.

Doch tausend Dank! Aus dieser Rabennacht
Ist endlich nach dem bängsten Schlummer wieder
Dein Freund zur Dämmerung erwacht.
Ein Stral von Ruhe drang mit Engels-Schöne nieder,
Und dieses Wunder that der — Liebe Macht
Aus einem Strom entfesselter Gefühle,
Worin die Leidenschaft verwildert sich verlor,
Wand flekenlos zu einem edlern Ziele
Der Seraph, Liebe, sich empor.
Ein segenvoller Stral drang mit hervor.
Die dumpfe Nacht, die meinen Geist umhüllte,
Vergieng vor ihm, den Licht und Leben füllte,
Selbst die Verzweiflung schloß ihr wachsam Auge zu.
Ha! die Verzweiflung — wer sie stillte,
Kan niemand anders seyn, als, reine Liebe du.

Heil mir! sie war's. Geläutert, ohne Fehle,
Umarm' ich, Liebe, dich als eine keusche Braut.
Sonst sah ich dich mit ungestümer Seele,
Der Leidenschaft im Taumel angetraut.
Wie Riesen, flogen deine Plane
Herauf die schöpferische Phantasie;
Sie schienen gut, und ich verfolgte sie,
Gab mich gefangen einem Wahne,
Doch, daß ich träumte, sah ich nie.
So lärmt die Leidenschaft auf wildem Oceane.
Die Lieb' ist still, und nun erkenn' ich sie.

Ach! Durla, liebe Durla, diesen Frieden,
Wenn anders dieser Keim der ersten Ruh' in mir
Ein Friede heißt, hat mir kein Ungefähr beschieden.
Der Liebe dank' ich ihn und Dir,
Und wol uns beiden, wol dafür!
Verherrlicht keimt uns beiden aus dem Grabe
Der Leidenschaft nun frisches Leben auf.
Die Liebe geht voran mit ihrem Lilienstabe,
Und bessre Lust beginnt den Lauf.
In Freude Mäßigung, im Kummer sanfte Stille,

Gelassenheit, die jedes Loos versüßt,
Das ist die schöne, frohe Hülle,
Worein sich jene Liebe schließt,
Die edler Art und daurend ist.

Und nun vermag ich erst zu sagen,
Nun erst, seit diese Nacht von meiner Seele wich,
Seit mein gefangner Geist zu stillern Tagen
Aus seinem Kerker gieng, ich liebe dich.
Zwar wurde dir im Uebermaaß der Leiden
Wol tausendmal durch Aug' und Mund
Die Flamme meines Herzens kund.
Doch Durla zweifelte — sie war bescheiden,
Und floh mißtrauensvoll entflammter Liebe Bund.
Du hattest Recht: in ungemeßne Räume
Schwang mein Gehirn sich auf, und ward von Glut verzehrt
Doch denke nicht: es waren eitel Träume.
Die Zeit, die alles läutert, alle Keime
Durchforscht, was nicht zu gleichem Stoff gehört,
Genau zu sondern weiß, hat meinen Sinn bewährt.

Und dieß Gefühl, so wenig es an Stärke
Der Leidenschaft, die mich betäubte, gleicht,

Ist himmlischer, als sie, durch Abkunft und
durch Werke,
Und reicher an Genuß vielleicht.
Wie göttlich lächelte sein holder Wink den müden,
Gebeugten Erde=Pilger an!
Wie trostvoll wall' ich nun, von Durla zwar
geschieden,
Doch, weil ich dulden muß, mit diesem Wurf
zufrieden,
In stiller Andacht meine Bahn,
Und sehe die Natur theilnehmend wieder an.
Ich sehe sie verjüngt im Wassertropfen leben,
Und jeden Stral, der seinem Licht entfuhr,
Mir meinen Sinn für Freude wiedergeben,
Doch für die stille Freude nur.
Mein Bach, der unbesorgt sein Lied vorüber=
rauschet,
Indeß sein grüner Saum mir Wiesenblumen
streut,
Mein Bäumchen, das mir Schatten beut,
Die kleine liebe Welt, die ich mir eingetauschet,
Hat oft die stille Lust, oft die Gelassenheit,
Die tröstend mich erquikt, belauschet.
Wie anders gegen sonst, wo Taumel mich be=
rauschet!

Wie anders seh' ich nun, geliebte Durla, dich!
Mit edlerem Gefühl, mit einem reinern Herzen.
Denn statt des Taumels füllt gelaßne Freude mich,
Und Wehmuth statt der Folter Schmerzen.
Nun glaub' es erst, ich liebe dich! —

K * * * * r.

Ueber den Umgang mit Menschen.

Einige Fragmente aus der Philosophie des Lebens und Menschenkenntniß.

Es ist unbeschreiblich, welch' einen grossen Einfluß die Unerträglichkeit gegen Andere, auf die menschliche Glükseligkeit hat! — Nicht genug ist es, sich im Umgang mit Andern nur beliebt zu machen, bloß um galant zu scheinen, man muß es auch thun um seine und Anderer Ruhe und sein eigenes und Anderer Glük zu befördern. Sehr oft kömmt der Mensch in den Fall, wo er mehr, oder

weniger von Andern abhängt, und wenn er sich dann nicht in Andere zu schikken weiß, wenn überspannte Empfindlichkeit, oder irgend eine zur Unverträglichkeit führende Leidenschaft sich seiner bemeistert, so zieht er sich eine Reihe von Verdrüßlichkeiten zu, an denen er Jahre lang — oft sein ganzes Leben hindurch — zu leiden haben wird. Ach wäre es doch nur möglich, den Menschen es ganz begreiflich zu machen, daß sie sich ihr meistes Unglük — Zufälle abgerechnet — durch ihr eigenes Betragen zuziehen, da sie oft handeln, ehe sie denken; oder ganz ohne zu denken, ganz ohne Leitung des Verstandes und von Leidenschaften geführt! — Man blikke da, wo uns Verdrüßlichkeiten aufgestossen sind, zurük, und ich wette, es treffen unter zehn Fällen immer neune ein, daß wir sie uns selbst zugezogen haben! Dem einen fehlt es an Klugheit sich mit den Menschen zu vertragen, dem andern an Mäßigung sich erträglich zu machen, einem dritten an Vorsichtigkeit in allem, was er thut, einem vierten an der Bezähmung seiner Wünsche, einem fünften an Welt- und Menschenkennt-

niß, einem sechsten an Menschenliebe und Selbstbeherrschung, kurz bei dem gewöhnlichen Menschen schleicht immer sich Etwas ein, womit er an denen, mit welchen er umgebt, anstößt, so bald man dieses Etwas nicht durch Nachdenken zu entfernen sucht! Aber, sich unter den Menschen im Umgange beliebt zu machen, ist doch lange nicht so schwer, als man glaubt. Man darf sich im Sprechen und Handeln nur ein gewisses, gerades, offenes Wesen angewöhnen, so gewinnt man ihr Zutrauen, und besizt man dieses, so folgt die Liebe ohnehin nach. Doch dies gerade, offne Wesen besteht nicht darin, Jedem unberufen mit roher Unklugheit seine Fehler vorzuwerfen, oder Beleidigungen mit derben Grobheiten zu beantworten. Es giebt eine gewisse schonende Art, Andere zurecht zu weisen, die zugleich überzeugt und rührt. Man muß in solchen Fällen nur nie vergessen, daß wir es mit Menschen zu thun haben, die — kalte Böswichter ausgenommen — sich nach der ersten Aufwallung sehr leicht wieder zurecht weisen lassen, wenn man sie recht zu fassen und fest zu halten weiß. Besonders

sind jene, die viel Ehrengefühl, sei es auch aus Ehrgeiz, besizzen, gar leicht zu lenken. Aber man muß ihnen weder plump schmeicheln, noch vor ihnen kriechen, sondern die Kunst verstehen, jene Triebfedern zu seinem Vortheile anzustrengen. Es gibt eine mündliche oder schriftliche Sprache, die auf sie wirken muß, wenn sie von jener klugen und doch nachgiebigen Art ist, wie ich sie mir denke, die Ehrfurcht und Zutrauen erwekken kann.

Man hat wenig Beispiele aufzuweisen, daß der, welcher sich mit einer gewissen Herzlichkeit und Wärme den Menschen nähert, ungeliebt zurük gestossen wurde. Manche aber gehen mit ihrer unvorsichtlichen Herzlichkeit bis zur niedrigen Vertraulichkeit über, sie kennen die Gränzlinie nicht, bis zu welcher sie gehen dürfen, ohne sich wegzuwerfen. Feines Gefühl und genaue Aufmerksamkeit auf alles, was im menschlichen Umgang vorkömmt, sind hierin die besten Wegweiser. Man muß Andern viel verzeihen können, aber auch nur so lange, als es keinen widrigen Einfluß auf die gegenseitige Hochachtung hat. Eben des-

wegen ist das vertrauliche Wort du sehr selten, nur im höchsten Affekt der Liebe und Freundschaft anzurathen. Sobald man es für gewöhnlich braucht, so führt es leider nur zu oft zu jenem niedrigen Grad von Vertraulichkeit, den wir nicht selten unter dem Pöbel erblikken, welcher sich heute küßt und morgen wieder rauft. Ein für allemal, man kann herzlich seyn, und die Liebe Anderer ordentlich erzwingen, ohne sich das geringste von der edeln Würde zu vergeben, die den Menschen von Erziehung adelt.

Es ist freilich traurig genug, daß es so wenig Menschen gibt, die diesen schönen Mittelweg kennen! Stolze Adeliche, Vornehme, oder auch unkluge Menschen glauben oft durch ihre eiskalte Zurükhaltung, durch ihren hohen und entfernten Blik Achtung zu erpressen, aber sie irren sich, es wird ihnen dadurch nichts zu theil, als eine bloß sklavische Furcht, oder von denen, welche den Kopf am rechten Plazze haben, etwa ein mitleidiges Lächeln! Die Liebe der Menschen läßt sich bloß durch Herzlichkeit und ihre Achtung durch jene edle Würde gewinnen, die der Herzlichkeit das

Gleichgewicht hält. Aber wie unvorsichtig handeln nicht hierin oft Leute aus dem Mittelstande, wenn sie sich mit dieser zwar immer schäzbaren Herzlichkeit jedem ohne Unterschied nähern, der sie nicht zu schäzzen weiß, und eben darum, weil sie nicht von der edeln Würde begleitet ist, keine wahre Hochachtung einflössen kann! So ist es auch mit den Untergebenen, man muß es bei ihnen so weit zu bringen wissen, daß sie sich jeden Verweis gern gefallen lassen, und untröstlich wären, wenn man sie aus gleichgültiger Kälte keines Verweises mehr würdigte, oder wenn sie jene mit Würde geadelte Herzlichkeit vermissen, mit der man sie während ihrer guten Aufführung zu behandeln pflegte.

Eben so unwiderstehlich reißt eine gewisse edle Aufrichtigkeit die Menschenherzen an sich. Sie erstikt bei ihrem ersten Ausbruch das Mißtrauen, und ruft Gefühle hervor, die dem verschlossenen, gezierten Menschen ewig nie zu Theil werden. Die Sprache des Aufrichtigen ist immer der Spiegel seines Herzens, und selbst seine Feinde vermögen ihn bei der so allgewaltig sprechenden Natur und Wahr-

heit keiner Lüge zu beschuldigen. Aber diese Aufrichtigkeit muß von der gereinigten Gattung seyn, dann erst thut sie im menschlichen Umgang wahre Zauberwirkung, welcher selbst ein Böswicht zu huldigen, oder sich doch vor ihr zu verkriechen gezwungen wird. Sobald sie aber an Unbesonnenheit, an Schwazhaftigkeit oder Unklugheit gränzt, dann thut sie ganz natürlich diese Wirkung nicht mehr. — Genug der wahren auf Vernunft gegründeten Aufrichtigkeit vermag kein gutartiges Herz zu widerstehen! Sie lohnt sich immer mit gegenseitiger Aufrichtigkeit doppelt, und ist dieser Preis in unserm traurigen Pilgerleben nicht hoch genug?

Auch die Gefälligkeit ist ihre Schwester, die sich den Menschen ohne viel Bedenken selbst anbietet, ihnen jene Dienste zu leisten, welche sie ihnen schuldig ist. Jene ungefällige Geschöpfe, die bei dem geringsten Dienste, den man von ihnen fordert, gleich so himmelhohe Schwierigkeiten machen, immer ihr geliebtes Selbst mit einflechten, Alles zuvor recht abwägen, ob es ihnen nicht Nachtheil zuziehen kann, werden ewig nie zu einer ed-

len That aufgelegt seyn. Auch jene nicht, die dem, der ihre Gefälligkeit im Augenblikke braucht, mit stumpfen Gefühl verstokt in die Augen sehen, und sich nicht von der Stelle bewegen. Es gibt der tausend und tausend Gefälligkeiten so viele, bei denen man doch wenigstens den guten Willen sie zu erweisen zeigen kann, wenn es schon nicht in unserer Macht steht, sie auszuüben. Kann der Menschenfreund bei eigenem Hunger nicht sein ganzes Stükchen Brod hingeben, so reicht er dem Unglüklichen doch mit einer liebenswürdigen Gefälligkeit das halbe hin, und sinnt mit ihm auf Mittel, wie er noch eins auftreibt, ehe der Hunger wieder zurük kehrt. Dem Unglüklichen gilt diese gefällige Theilnahme oft mehr als die Gabe selbst!

Ueberhaupt steht es ganz in unserer Macht, die Herzen der Menschen auch durch diese schöne Tugend an uns zu reissen! Man darf nur auf ihre Winke lauren, und sie auf eine edle, thätige Art so viel befriedigen, als wir können. Die Kinder sollten in der Jugend am meisten dazu angehalten werden, damit sie dann im Alter aus Gewohnheit schon ge-

fällig wären. Mit der Gefälligkeit ist immer auch die schuldige Höflichkeit verknüpft; wer jene nicht erfüllt, vernachläßigt auch diese. Lebhafte Menschen sind im Ganzen weit mehr zur Gefälligkeit geneigt als flegmatische. Sie fühlen das Anliegen Anderer im ersten Augenblikke tiefer, und haben oft gewiß schon eine Gefälligkeit erwiesen, indem sich die andere noch erst bedenken. Wer wird es läugnen wollen, daß sich die Gefälligkeit bei gut erzogenen Menschen auch auf Kleinigkeiten erstrekt, deren Befriedigung mindergefällige Menschen für eine blosse galante Zeremonie ausschreien? Ich meine zum Beispiel, daß dies jene ungefällige Mannsleute gerne thun, die gewohnt sind, sich von einem Frauenzimmer, welche nicht in ihren Diensten steht, ein Glas Wasser, oder so etwas reichen zu lassen. Jene, die sich aus ungezogener Trägheit, da, wo sie gefällig seyn konnten und sollten, nicht vom Sessel bewegen, jene, welche um sich herum alles ruhig geschehen lassen, ohne die geringste Gefälligkeit zu zeigen. Aber auch umgekehrt jene Frauenzimmer, die sich zu vornehm dünken Andern kleinere oder grössere

Dienste zu erweisen. Solche ungefällige Karakterzüge im kleinen karakterisiren immer die genossene Erziehung mit sprechenden Farben!

Auch der leidige Widersprechungsgeist ist eine unseelige Gewohnheit, die bei den Menschen nicht beliebt macht; besonders da wo man nicht mit Gründen widersprechen kann. Welch eine gefährliche Wirkung erzeugt er nicht, wenn er bloß auf dummen Eigensinn, auf Grillen und Eigenliebe gebaut ist? Wie so leicht macht man sich dadurch tödtlich verhaßt, um so mehr wenn man die Kunst nicht versteht, mit Bescheidenheit zu widersprechen, oder nicht genug Vernunft und Mäßigung besizt, sich überzeugen zu lassen. Hizzige Köpfe — dies mögen sich die Weiber gegen ihre Männer merken — werden oft dadurch aufs höchste gespannt, und wenn sie sich dann vergessen, so sind sie lange nicht so sträflich, als eine halsstarrige, weibliche Widersprecherin. Widerspruch leistet nur da gute Dienste, wo mit einer Handlung, vor welcher man warnt, Gefahr verknüpft ist. Weiber, Kinder und Dienstmädchen sollten eigentlich zum Widersprechen gar nie ihren Mund öffnen. Thut

man ihnen Unrecht, so kömmt schon eine Zeit, wo sie es bescheiden rügen können; ist dies oft auch nicht der Fall, so verrathen sie doch durch ihr Schweigen eine schöne gute Seele!

Es gibt zwar Weiber, die den schiefen Grundsaz nähren, man müsse sich nicht zu arg plagen lassen, sonst käme es immer ärger. Das ist falsch geschlossen! Der Widersprechungsgeist wirkt da, wo der Mann in der Leidenschaft ist, nichts Gutes; denn wenn der Mann bei kälterem Blute durch die feinen Winke nicht selbst über sein störriges Betragen nachdenkt, so wird er durch einen unzeitigen Widerspruch nur noch störriger. Will es aber ein Weib auf pöbelhafte Szenen ankommen lassen, so mag sie immerhin diesen unrühmlichen Grundsaz in Ausübung bringen! — Die Weiber versündigen sich hierin am meisten; ihre Eigenliebe, der man von Jugend auf durch die Finger sah, ist gar zu bereitwillig hiezu. Daher entspringen so viele unglükliche Ehen, bloß weil es den meisten Weibern unmöglich zu seyn scheint schweigen zu können. Warlich wenn ein Weib auch nicht aus Sanftmuth und Bescheidenheit schweigen

kann,

kann, so sollte sie es doch aus Ehrengefühl können, um Andere ja nicht zu Zeugen ehelicher Stürme zu machen!

Auch in den übrigen menschlichen Gesellschaften muß man zu vielem schweigen können, um sich beliebt zu machen. Leute, welche ihrer Zunge nicht gebieten, werden von vernünftigen mehr geflohen als die Pest. Man mag nun das, was man hörte, aus Dummheit, aus Schwazhaftigkeit, oder aus Bosheit hin und hertragen, es thut immer gleiche Wirkung; obschon die Absicht weniger sträflich ist, so macht doch diese üble Gewohnheit in gleichem Grade verhaßt. Nicht minder unsittlich und unklug ist es, Andern wieder zu sagen, was über sie Mißfälliges gesprochen wurde. Man beleidigt sie dadurch doppelt, und sezt sie oft der traurigsten Verlegenheit aus. Das Wiedersagen ist so wie der Widerspruch nur in wichtigen Fällen erlaubt; z. B. da wo ein Dritter einer Warnung bedarf, aber auch alsdann muß es nur mit der möglichsten Schonung geschehen. Jene, die nichts verschweigen können, verrathen entwe-

der äusserst viel Schwäche, oder es ist ihrem Herzen nicht zu trauen. Nie wird ihnen das Glük zu Theil werden, sich mit Zutrauen beehrt zu sehen, und wer diese Wonne noch nie empfand, ist meiner Meinung nach sehr unglüklich!

Die Gabe, die Menschen gut zu unterhalten, gehört auch zu der Kunst sich unter ihnen beliebt zu machen. Die ganze Kunst ist die: ihnen nicht von Dingen zu sprechen, die zu heftig auf sie wirken könnten, eine naive Munterkeit zu behaupten, die mit ehrwürdigem Ernst abwechselt, beredt zu seyn, ohne zu schwazzen, Feuer zu verrathen, ohne zu rasen, kurz theilnehmend, wohlwollend, und immer gleich guter Laune zu seyn; über alles richtig zu urtheilen, mit Güte und nicht mit Bitterkeit die Gegenparthie zu halten, Andere auch zur Sprache kommen zu lassen, nicht über Abwesende zu splitterrichten und diktatorisch urtheln, jeden Schwachheitsfehler menschenfreundlich zu entschuldigen, und jene, die sich nicht entschuldigen lassen, mit Sanftmuth zu rügen; keine überspannte Forderungen zu machen, und endlich sich durch nichts

als durch eigenen innern Werth auszeichnen zu wollen!

Ein jugendliches leichtsinniges Hohnlächeln, oder übel angebrachter Spott, oder ein zu schnelles Urtheil über Andere, machen eben so verhaßt als die erwähnte Vorsichtigkeit beliebt machen kann. Der Mensch, dem nichts heilig ist, der in seiner Unbesonnenheit Alles tadelt, alles verkleinert, alles herab zu sezzen sucht; der überall seinen Wiz auf Kosten Anderer anbringen will, dem wird oft das Schiksal zu Theil daß ganze Gesellschaften auseinander gehen, wann er erscheint.

Man kann wizzig seyn, ohne zu beleidigen, munter ohne Zügellosigkeit, gesprächig ohne die Ruhe Anderer zu morden. Nicht minder verhaßt machen sich junge Mädchen, durch jenes übermüthige oft an Unverschämtheit gränzende Lachen, oder durch ein unbescheidenes Ohrenflüstern, wenn jemand im Zirkel erscheint, der wirklich etwas lächerliches an sich hat, oder thut. Sie verrathen dadurch den unbändigsten Leichtsinn, den größten Mangel an Lebensart, oder wenn sie es aus tük-

kischer Schadenfreude thun, wol gar ein böses Herz!

Bei jeder Gelegenheit seine Fehler offenherzig bekennen, sie durch kahle, schmerzhafte Beschönigung, nicht noch auffallender machen, sie nicht mit fremden Fehlern vergleichen, und darin eine Entschuldigung suchen wollen, dies ist eins der vorzüglichsten Mittel sich bei den Menschen beliebt zu machen. Hierzu fühlen sich nur grosse Seelen fähig, kleine hingegen drehen und winden sich um das Geständniß ihrer Fehler so lange herum, bis sie den Menschen endlich verächtlich werden müssen. Es ist doch weit besser zu fehlen und sich bessern zu lernen, als zu fehlen und sich nicht bessern zu wollen. Da wir doch alle einmal überzeugt sind, daß jeder Mensch seine Fehler hat, so ist es sehr lächerlich, durch Beschönigung seiner Fehler Andere überzeugen zu wollen, man habe keine.

M. A. E.

An die Natur.

Mutter vieler Millionen
Kinder aller deiner Zonen,
Höre, heilige Natur,
Höre deines Kindes Schwur!

Ewig, schwör' ich, dich zu lieben,
Will ich folgen deinen Trieben,
Nie verlassen deinen Pfad,
Den ich frühe schon betrat.

Laß mich nie von deiner Seite;
Hilf mir, Starke, wenn ich gleite,
Wenn ich falle wieder auf:
Stärke mich zu neuem Lauf!

Hauche ein mir deine Liebe
Allen glühend; gieb mir Triebe
Allen wohl zu thun, und rein
Laß mein Herz, wie du bist, seyn.

Sink' ich endlich, Lebens müde,
O dann nimm mit Mutter Güte
Sanft mich auf in deinen Schoos,
Laß mich schlafen kummerlos!

Laß mich ruh'n von Erden-Sorgen
Bis an jenen grossen Morgen,
Wo ich, segnend dich, ersteh'
Und zum Vater Aller geh'!

J. D. W. Seel.

Die
Puzmacherin.
Eine Szene aus Paris.

Nach einem handschriftlichen französischen Aufsazze. *)

Dienstmädchen. (Sizt in Gedanken neben ihrer Arbeit) Ach!

*) Dieses Bruchstük schien mir so karakteristisch und merkwürdig, daß ich es meinen Leserinnen unmöglich vorenthalten kann. Es mag nun aus Spaß oder aus Ernst geschrieben seyn, so sehen wir doch in jedem Falle, wie man im Auslande von uns denkt, und können uns darnach richten.

Anm. d. Uebers.

Puzmacherin. (Geht, als ob sie es nicht höre, gleichgültig hin und her.)

Dienstm. Ach!

Puzm. Nun bin ich das fade Seufzen bald müde, was soll dies wieder?

Dienstm. Was soll es? Hm, weiter nichts als daß mir über den ewigen und ewigen Modeerfindungen der Verstand stille steht.

Puzm. Warum nicht gar! Ein rechter Verstand soll und darf bei Beschäftigungen die zu unserer Schuldigkeit gehören, nie stille stehen!

Dienstm. So Madame, der meinige hat aber Ihnen doch schon oft aus der Noth geholfen, da wo der Ihrige zu stokken anfieng. Erinnern Sie sich nicht mehr daß Sie manchmal vor Aerger fast weinten, wenn Ihnen keine neue Mode mehr einfallen wollten?

Puzm. Richtig, man ist nicht immer in gleicher Laune, wenn es aber seyn muß, so muß es seyn, und man fragt uns dann nicht lange, ob wir was neues erfinden wollen, sondern ob wirs auch können? — Den Journalisten geht es gerade so, sie müssen täglich so gut an ihren Schreibpult als wir

zu unserer Nähenadel und wenn sie auch noch so wenig dazu aufgelegt sind. Indessen sind wir weit glüklicher als sie, unsere Erfindungen mögen auch noch so albern seyn, so gefallen sie doch, aber nicht immer so die ihrigen. Es ist in diesen frivolen Zeiten weit leichter auf die Sinnen als auf das abgestumpfte moralische Gefühl zu wirken.

Dienstm. Je nun, bei allem dem liegt zwischen ihnen und uns noch ein grosser Unterschied, sie rügen Thorheiten, und wir verbreiten sie!

Puzm. Was schnakt sie da wieder für tolles Zeug in den Tag hinein! Beruht nicht auf die Erfindungen unser Brod? Die Wirkungen davon gehen uns nichts an, jeder hilft sich in dieser närrischen Welt wie er kann, schlimm für jene, die alles nachmachen, so bald sie einsehen daß es Thorheit ist.

Dienstm. Aber jene die Thorheiten erfinden sind doch immer die strafbarsten!

Puzm. Ich will meinen Kopf verloren haben, wenn man ihr diesen faden Unsinn

nicht wieder im Beichtstul in die Ohren geraunt hat.

Dienstm. Madame, es ist warlich kein Unsinn, der würdige Geistliche, der diese strengen Grundsäzze nährt, hat ganz recht. Er sieht nicht auf die Sache sondern anf die Folgen. Wie manches Mädchen würde weniger zur Buhlerin, wenn der Puz nicht wäre? Wie viele Familien geriethen nicht an den Bettelstab?

Puzm. Ach daß ich auch über so was mit ihr disputiren mag! Daß Sie es aber nur weiß, viele tausend nähren sich auch wieder durch ihn. Sag sie dies Ihrem Herrn Gewissensrath, und versichere Sie ihn in meinem Namen diese Beschäftigung sei nun einmal unser Brod, er möchte ihr also ihren Kopf nicht ferner verrükken.

Dienstm. In der That ein hartes sauer verdientes Stükchen Brod!

Puzm. (Lacht laut) Gerade umgekehrt, wir haben ja das Vergnügen daß wir den grössern Theil des weiblichen Geschlechts an der Nase herum führen können, wie es uns

beliebt. *) Oder nimmt er etwa nicht herzlich gerne mit den geringsten Veränderungen vorlieb, und zahlt sie für was recht wichtiges wenn sie nur aus Paris kommen, und unser Mode-Journalverleger die grosse Kunst versteht sie anzupreisen?

Dienstm. O nur nicht so übermüthig Madam, in Deutschland wird unsere Herrschaft bald ihr Ende erreichen!

Puzm. (Erschrokken) Wie so?

Dienstm. Mein Liebhaber schreibt mir von daher, daß die deutschen Weiber und Mädchen über diesen Punkt nicht nur täglich klüger werden, sondern daß sich sogar mehrere Damen von hohem Range vereinigt haben, der Modesucht Gränzen zu sezzen. **)

---

*) O ho Madame! Sie wollen vielleicht sagen gehabt? Anm. d. Uebers.

**) Wenn dies wahr wäre, so verdienten sie angebetet zu werden! Nur Einschränkung in den Moden; mehr verlangt kein vernünftiger Mensch. So bald diese einmal erscheint, so kann man mit Recht auf die Aufklärung des weiblichen Geschlechts schliessen, vorher aber nicht! Anm. d. Uebers.

Puzm. (Spöttisch) Ei! Und auf was für eine Art! wollten sie denn diese verdienstvolle Revoluzion beginnen?

Dienstm. So wie er mir berichtet auf die allervernüftigste Art! Sie wollen nämlich jede abentheurliche Mode die aus Frankreich kömmt zuerst ihre Mägde anziehen lassen, um Leute von Stand und Geschmak davon abzuhalten. Auch schwuren sie, nur selten jene Moden nachzuahmen die nicht viel Geld kosten, und natürlich lassen.

Puzm. Ha, ha, ha, das ist in Ewigkeit nicht wahr! Auf die Gefahr arbeite sie nur fleißig fort. Man hat mir auch schon aus Deutschland geschrieben, daß es da Leute gibt die ihren Wiz so oft als möglich an unsern Modenachrichten üben. *) Allein so lange der grössere Theil des weiblichen Geschlechts im Denken noch so sehr zurük ist, und Männer oder Liebhaber noch schwach genug sind, Geld für neue Moden herzugeben, ist wahrlich nichts zu fürchten.

---

*) Ei, Madame, Sie werden doch mich nicht meinen? —

Anm. d. Uebers.

Wer mit dem Geiste glänzen kann, braucht freilich unsere Modeerfindungen nicht, da dies aber so höchst selten ist, so sehe ich auch keine Gefahr vorhanden, wie wir unsere Herrschaft sollten verlieren können. *)

Dienstm. Ferner schreibt er mir, daß die meisten Damen und Mädchen sich in der Kleidung wirklich schon ganz natürlich und einfach tragen, und daß er in der lezten Messe zu * * * kaum so viel gelöst habe, um das Temperirpulver bestreiten zu können, welches er bei den täglichen Alterationen über die schlechte Einnahme bedurfte.

Puzm. (Aergerlich) Mädchen dein Liebhaber ist ein Narr, daß du es nur weißt! Meine übrigen in Deutschland herumreisenden Kommißionärs schreiben mir gerade das Gegentheil. Sie behaupten daß es ihnen geglükt sei, besonders in kleinen Städten, alte Ladenhüter um den höchsten Preis anzubrin-

*) So denkt man von uns in Paris? Wie wärs aber wenn wir diesen prahlerischen eigennüzigen Französinnen gerade das Gegentheil bewiesen.

Anm. d. Uebers.

gen: daß auch alte Weiber mit Begierde nach den buntesten Hüten und Hauben griffen und daß manche über dem Angaffen der Puzsachen, Essen und Schlafen vergaß. Viele haben sich sogar mit der Wache von der Boutike wegweisen lassen müssen, um jeder die was kauffen wollte Plaz zu machen. Einige hätten sich gezankt und einander aus Kaprize so überboten, daß das Geld haufenweis eingieng. Sieht Sie Mamsell, so lauten Wort für Wort meine jüngsten Briefe aus Deutschland!

Dienstm. Ich zweifle gar nicht, daß dies in kleinen Städten wo oft die Eitelkeit grösser ist, als die gesunde Vernunft wahr seyn mag, aber da wo mein Liebhaber die Messe besuchte war es anders. Noch sezte er hinzu, daß die meisten Frauenzimmer nur höchst selten sich mehr frisiren lassen, daß sie den Sommer über weiter nichts als geschnittene Haare und einen einfachen Hut tragen, daß Bänder und Spizzen ganz abkommen, daß man die leichten Kleider so lange benüzze, bis sie zerrissen sind, daß sich viele Damen und Mädchen ordent-

lich pikieren über die eitlen, flatterhaften und Geld aufzehrenden Veränderungen zu spotten! *)

Puzm. Das ist gewiß eine Lüge, denn in den izigen Zeiten lügt man ja mehr, als sonst in einem Duzend Jahrhundert gelogen wurde.

Dienstm. Lassen Sie mich nur ausreden! — Daß die Frauenzimmer ohne Scheu öffentlich behaupten, sie mögen sich nicht länger für bloß eitle Thörinnen ansehen lassen, und dadurch vernünftige Freier zurük schrökken. Kurz, daß es izt in manchen Gegenden Deutschlands angenommer Ton sei, sich der Modesucht zu schämen, weil die Männer täglich mehr behaupten, bei einem zu puzsüchtigen Mädchen sei gewöhnlich weder Kopf noch Herz zu hoffen. **)

---

*) Ach wenn dieser Mann Wahrheit spräche, so wollten wir ihm eine Ehrensäule sezzen, so schön als je eine gesezt wurde!
Anm. d. Uebers.

**) Um diesen empfindlichen Verdacht auszuweichen, sollte man freilich lieber alles aufopfern!
Anm. d. Uebers.

Puzm. Du bist heute von Sinnen, daß du mir so unwahrscheinliche Albernheiten vorsagen kannst!

Dienstm. Halten Sie mich nur für was Sie wollen Madam, aber das sag ich Ihnen, daß mir der Muth zu jeder Arbeit vergeht, wenn ich an diese Nachrichten denke. Da sehen Sie einmal her, es will schon den ganzen Morgen nichts gerathen. Man muß aber endlich auch erschöpft werden!

Puzm. Pfui was für Grillen! Nur vorwärts mit der Arbeit, bis nach Tisch muß die neuangekleidete Puppe vor der Boutike stehen.

Dienstm. Wie Sie wollen, diese Frisur bleibt aber wie sie schon vor vielen Monaten war.

Puzm. Nun ja, nur die Lokke richte sie um etwas schiefer. Mehr Veränderungen wären überflüßig.

Dienstm. Und die Haube mache ich izt wieder grösser, weil sie vor sechs Tagen kleiner war?

Puzm. Auch gut! Es wird doch manches Frauenzimmer glauben, daß die grössere Hauben nun wieder weit besser stehen, als

die kleinern, wenn sie schon seither tausendmal gewechselt wurden.

Dienstm. Sei mir gelobt du allmächtige weibliche Einbildungskraft, ohne dich wären meine im Grunde eintönigen Erfindungen längst fruchtlos! Soll ich diesmal das Halstuch offen lassen?

Puzm. Das kann sie thun, zum Trost für jene die gern ihre Tugend feil bieten.

Dienstm. Nicht doch, mir fällt etwas anders ein! Ich will das Halstuch umkehren, und den Theil den man ehedessen hinten trug vorne hinrichten.

Puzm. Hefte sie aber auch an die Stelle des Haars eine Wachslarve, um mit zwei Gesichtern doppelte Eroberungen machen zu können.

Dienstm. Das ist ein trefflicher Einfall! Wer bei dem lebendigen Munde keine Unterhaltung findet, der mag sich an den wächsernen halten.

Puzm. Ich wollte alles verwetten, diese Mode findet Beifall.

Dienstm. Wenigstens ganz sicher bei denjenigen die in der Eroberungssucht unersättlich

lich sind. Was geben wir dem Kleid für eine Farbe?

Puzm. Schwarz wie der Zwietrachstgeist der izt in unserm Lande herrscht.

Dienstm. Und grün die Farbe der Hoffnung daß es einst wieder besser werden wird, nicht wahr?

Puzm. Auch gelb, die Farbe des allgemeinen Mißtrauens und der im finstern schleichenden Falschheit.

Dienstm. Roth muß noch dazu, um die Menschen an die Blutströme zu erinnern die schon flossen, und noch fliessen werden!

Puzm. Also ein Kleid von schwarzer, grüner, gelber und rother Farbe. Aber dies läßt abscheulich häßlich!

Dienstm. Thut nichts, es gefällt doch, wenn es nur neue Mode heißt. Hier wäre also meine Puppe fix und fertig. Wir wollen Sie seitwärts stellen, damit man die zwei Gesichter fein recht sehen kann. Ich bin sehr begierig zu hören, ob wohl jemand recht bald mit doppeltem Gesichte über die Strasse geht?

Puzm. O daran ist gar nicht zu zweifeln, hat man uns doch schon weit übertriebenere Dinge nachgemacht!

Dienstm. Warlich wenn diese Mode noch Nachahmerinnen findet, dann ist es Zeit mit Faustin auszurufen, die Welt ist das größte Narrenhaus!

M. A. E.

Der Marmottenjunge.

Eine Posse.

Ein Marmottenjunge steht unter einem Fenster, und singt mit heischrer Stimme.

Ich bin si ein armi Marmottenbub,
ak geb si mir dok was ihr Menschen!

(Spricht voll Laune.) He da drob, schöni Monsieur, und schöni Madam, schau si un poco mein hübsch Rarität an! Hab si nok nie eine so cosa rara gehab, wie questa volta. Is si da drin in di Lok eine scharmant Thier, tanß

si so gut, als di schöni Jungf von ... heb si das schöni Fuß auk so flink auf, und spring si rum wie di jung Teuf. Aber nik mit die jung Herr scharmier und karesier, auk nik tod tanß wie di belle Signorina in di teusche Land. Meini Thier thun si bei di tanß fein hübsch piano pianissimo, nik sempre walz, mak auk su weil graziomente spazier mak nak die musica.

(Singt wieder.) „Ik bin si ein armi Marmot-„tenbub, ak geb sie mir dok was ihr Menschen.

(Spricht.) Ak ja geb sie mir dok was! Hab si Unger und Durst, nim si mit all verlieb was si mir will geb! — O wenn si mir nik bald was geb schöni Jungf, so freß si mein Thier mik, und ik freß si dann meini Thier. Stek si nur die Kopf nik so hinder di Vorang, hab si schon seh bella Signorina. Will si fleißig bett, das si bald krieg ein schöni Mann. Sin sie zwar in di teusche Land gar viel Jungf, geh si hunder auf eini Mann, aber auk hübsch Jungf, brav Jungf, scharmant Jungf. Unsi Jungf

hab si keini so gut Erz, sag si uns armi Bub gleik andate al diavolo! —

(Singt.) „Ik bin ein armi Marmottenbub,
„ak geb si mir dok was ihr Menschen!

(Spricht.) Bin si gar su ärm, ak geb si mir dok was bella ragazza. Hab si kein Strumpf, kein Schuh, keini Rok, kein Geld, und krieg si alle Tag mehr bastoni als su eß. Meini Thier hat si weit beß Leb als ik, darf si dok weik schlaf, ik muß si schlaf auf di arte Bod; kann si siz bleib in di Lok; ik muß si marschier von Jtalia bis in di deusche Land. Hab si schon lang keine Vater und keine Mutter mehr, bin si auf die närisch Welt ganz solo solissimo. Meini Herr Principale mik gar hart Plag thun, wenn ich nik alle Abend bring genug denari. O bin si un povero, povero, ragazzo.

(Singt.) „Ik bin si ein armi Marmottenbub,
„ak geb si mir dok was ihr Menschen!

(Spricht.) He bella Signorina da drob, mik nik verges da drund! Kann si ein andermal von di Liebhab küß laß di And. Geb si mir nur su erst ein Stük Brod, das ik kan mein Unger still. Ik und meini Thier

hab si eüd nok gar niks geß. Wir sin si so matt wie di Flieg im Wint, hab si dok pietà mit uns armi Kreatur. Meine Thier kans si sons nik mehr tans, und ik nik mehr sing.

(Singt in der bekannten Melodie.) Quella piume bianche negre .... (Spricht.) Will si nik rek geh, bleib si di Wort in di Als stek, hab si gar sehr Unger, ak geb si mir dok was schöni Jungf!

(Ein Frauenzimmer am Fenster.) Da hast du was kleiner Taugenichts! Wer lernte dich solch Zeug schwazzen? — (Sie warf ihm ein Stükchen Brod und Geld zu.)

Knabe. Will si su ers eß, und dann schwaz, bin si keini Weib, nik immer schwaz.

Das Frauenzimmer. Wart kleiner Dieb, ich will dir so sticheln!

Knabe. O schmek si mir aus die schöni weiß And gar su gut! Ik wold si gern küß die schöni weisi And, aber kan si nik nauf lang, bin si nok gar su klein, und fürcht die Liebhab hinder di Vorang.

Das Frauenzimmer. Du bist nicht klug Kleiner; so eifersüchtig ist man nur in Italien.

Knabe. Das glaub si di Teuf, hab si schon seh, was di schön jung Herr für grimmig Aug hinder die Vorang mak! Will si nik mehr stör, addio bella Signorina!

M. A. E.

Chloris und der Schmetterling.

(Nach dem Französischen.)

Als ich umglänzt von Aeos Strahle
Süßträumend auf die Wiese gieng,
Sah ich im stillen Veilchenthale
Jüngst einen bunten Schmetterling.

Bezaubert von des Gauklers Scherzen,
Von seiner Flügel Farbenstrich,
Lief ich ihm nach, um ihn zu herzen;
Allein der Irrwisch nekte mich.

Oft ließ er neben mir sich nieder;
Ich haschte — husch, war er entflohn!
Er kam zurük; ich haschte wieder,
Und immer glitt er mir davon!

Ich pflük' ein Rosenblatt, und dekke
Die Hand damit; er fliegt hinein;
Ich schliesse sie. Ha, kleiner Gekke —
Ruf ich entzükt — nun bist du mein!

Laß näher mich sie seh'n die Flügel,
Worauf sich Gold und Purpur mischt.
Ich faßt ihn — ach, ihr Farbenspiegel
Von Gold und Purpur war verwischt! —

Ich seufzte: Wie? Hat bloß zum Fliegen
Dich die Natur so schön geziert?
Du gleichest, sprach ich, dem Vergnügen;
Es ist nicht mehr, wenn man's berührt!

Pfeffel.

Der Zephyr und der Obstgarten.

Eine Fabel.

(Nach dem Französischen.)

Ein sanfter, leichter Zephyr besuchte seit langer Zeit alle Abend, nach dem Untergang der Sonne einen schönen Obstgarten, und fächelte

liebliche Kühle über ihn und seine goldnen Früchte hin; sein süsser, erquikkender Hauch bließ auf das reife Obst den weichen Pflaum hin, der es so sehr verschönert; er kosete tändelnd mit den Blüthen der Pfersiche, der Pomeranzen, der Granaten; er öffnete sachte die Kelche, und der Flatterhafte trug dann auf leichtem Flügel ihre balsamischen Wolgerüche zu ihren Nachbarn umher. Wohin er säuselte, da schwand die tröknende Hizze, da erholten die halbwelken Blumen sich wieder, da ward das reizende Grün noch frischer, da öffnete die erquikte Erde willig ihren Schoos, und ließ die Sprößlinge emporsteigen — überall verbreitete der wohlthätige Zephyr neues Leben, und die Blumen und Früchte faßten gieriger Aurorens Thränen auf.

Der entzükte Obstgarten konnte seinen Dank dem Wohlthäter nicht länger vorenthalten.

„Lieber, zärtlicher, eifriger Freund — so sprach er einst zu ihm — was kann ich für dich thun, dem ich mein ganzes Glük zu danken habe? Wie kann ich dir meine Erkänntlichkeit beweisen? O sprich, soll ich Vater Jupiter für dich bitten, ich gelte was bei ihm,

daß er dir ein dauerhaftes Loos bescheide? Du bist so leicht, so schwach, wie bald kann ein stärkrer Wind dich verwehen! Jedes Wetter ist dir ein furchtbarer Feind, vor jedem Regen mußt du zittern! Warlich, du dauerst mich, Lieber, ich danke dir so vieles, und wünschte dir ein längers Dasein! Sag, soll Aeol (der Windengott) dich zu einem seiner mächtigsten Diener erheben? Gewiß, ich will's bewirken, und du sollst die Stärke meiner Dankbarkeit kennen!" —

Dieser schmeichelhafte Verspruch fachte den schlafenden Ehrgeiz des schüchternen Zephyrs an; bisher war er zufrieden gewesen mit seinem Loose, aber jezt wünschte er sich die Kräfte und das Ansehn eines rauhen Nordwinds; Er dankte seinem Freunde, und beschwor ihn, Wort zu halten.

Der Obstgarten that es; dankerfüllt flehte er für seinen Freund zum Donnergott empor, und ... ach, sein Flehen wurde nur zu bald erhört! —

Zevs erhob den schwachen Zephyr zu einem gewaltigen Nordwind, der jezt stürmend durch die Wipfel des dankbaren Obstgartens braußte.

Ach, es war nicht mehr der sanfte Zephyr, der die Blüthen koste, sich zärtlich auf den jungen Aesten wiegte, und mit den Blumen tändelte, ohne ihnen wehe zu thun! Es war nicht mehr der wohlthätige Hauch, der den ganzen Obstgarten erquikte — ein wilder Sturmwind war er jezt, der mit rauhem Ungestümm durch Felder und Gärten raste, die Blüthen auströkne-te, die Früchte herabriß, die schwachen Aeste zerknikte, sich in Staubwolken umherwirbelte, und wohin er drang Tod und Verderben brachte!

Wie er jezt, der Undankbare! den schönen Obstgarten verheerte, der einst sein liebster Aufenthalt war! Sein liebliches Flüstern und Säuseln war jezt ein fürchterliches Geheul, vor dem die Erde erbebte — sein sanftes Wiegen war jezt ein Windstoß, der die goldene Früchte abschleuderte und die Zweige zersplitterte — sein zärtliches Tändeln und Kosen mit Blüthen und Blumen war jezt ein wilder Ungestümm, der alle Früchte in ihren Keimen ermordete! — Der Undankbare, wie er jezt daherstürmte! Kein Bäumchen und kein Baum konnte seinen Stössen widerstehen — entblättert, zersplittert, entwurzelt lagen sie jezt alle da; noch eine Kla-

ge stöhnte der verwüstete Obstgarten herauf, aber der grausame Nordwind verwehte seine Seufzer, hörte nicht auf sein Gewinsel, und vollendete sein Werk der Verheerung.

Gibt es nicht der Menschen viele, die nur gutmüthig und wohlwollend sind, weil es ihnen an Kräften fehlt, zu schaden? — Gibt es nicht viele, die sich bloß dann verschlimmern, wann sie auf eine höhere Stufe erhoben werden? —

T. F. E.

Zwei Fabeln.

(Nach dem Französichen frei bearbeitet.)

(1)

Die Grotte und das Echo.

In einer dunkeln, majestätischen Felsengrotte wohnte ein schönes Echo.

Einst rief dies Echo voll Unmuth aus: „Wie schwach, wie thöricht bin ich, daß ich in diesem düstern, melankolischen Gewölbe meine Frühlingstage verseufze! — Ha, ich höre eine Stimme, die mir ruft; ich will ihr folgen;

ich will hinaus in die Welt; ich will glänzen in diesem bunten Gemische der Wesen! — Warum soll ich denn immer den Sterblichen unsichtbar bleiben? Würden sie mich Göttinn nicht anbeten, mir nicht Bildsäulen, Altäre errichten? vielleicht .... wie kann ich's wissen? ... vielleicht erhebt ihre Ehrfurcht mich auf den Thron! — Ich gehe, ich verlasse diesen traurigen Aufenthalt, an den nur meine Schwachheit mich fesselte! Lebe denn wol einsame Grotte, ich verlasse dich auf ewig, um in die Freuden mich zu stürzen, die meiner warten!“

„Thörinn! — antwortete die Felsengrotte mit dumpfer, zürnender Stimme — was bist Du ohne mich? Und du willst mich verlassen, Unbesonnene? Kehre zurük, ich öffne dir meinen Schooß wieder, kehre zurük! ...“

Das Ehrgierige Echo hörte die warnende Stimme der gütigen Pflegmutter nicht mehr, und taumelte hinaus in das offne Thal; aber kaum hatte es die finstre Höle verlassen, so fieng es an zu straucheln, fiel und starb!

Kinder, bleibt bei euern Aeltern! Blinde verlaßt eure Führer nicht! Bürger, bleibt der Eintracht getreu! —

(2)

Der Seiltänzer und die Balansierstange.

Ein junger Seiltänzer brachte es in seiner gefährlichen Kunst zu einer grossen Vollkommenheit. Mit der Balansierstange in der Hand lief er frei und kühn auf dem gespannten Seile hin und her, als wäre es ein breiter Pfad auf vestem Boden. — Künstlich erhob er sich auf seinem Seile, tanzte, sprang und machte Wendungen, die alle Zuschauer entzükkten.

„ Dies ist der größte Meister in seiner Kunst! „ — So riefen alle einmüthig, und dieses Beifallsgeschrei scholl wie Flötenton in die Ohren des stolzen Künstlers.

„ Ich bin der größte Meister in meiner Kunst — so sprach er zu sich selbst — aber ich will noch mehr Beifall erzwingen! — Wozu soll diese plumpe Balansierstange, die mich nur hindert, meinen Sprüngen und Wendungen mehr Zierlichkeit zü geben? Was soll sie mir, da ich der beßte Seiltänzer bin? Ich werde wol dieses lästigen Geräthes entbehren können, und dann die Zuschauer noch mehr entzükken! „ —

Gesagt, gethan! Der Künstler hob sich nun, von der Last der Stange befreit, mit Feder=

leichtigkeit in die Luft, schnitt Kapriolen zum Bewundern, und .... als er herunter kam verlor er das Gleichgewicht, das sonst die Balansierstange ihm gab, stürzte auf die Erde und zerstieß sich die Nase.

Das erwartete Beifallgeklatsch verwandelte sich in ein lautes spöttisches Gelächter.

Jünglinge, Mädchen! Ist Euch der Zwang der Aufsicht, des Wohlstands, der Vernunft, der Gesezze lästig? — Bedenkt, es ist die Balansierstange gegen die Ihr murrt! —

T. F. K.

An die Wohlthätigkeit.

(Nach dem Französ. des Dorat.)

O du, ach vielen Unbekannte,
Wohlthätigkeit, wie Unschuld schön,
Die Gott erschuf und Tochter nannte
Und sendete von seinen Höh'n;
O, daß dein Lob die Fürsten führte
Dir zu, von stolzer Ueppigkeit!
O, daß es jeden Reichen rührte,
Der nie sein Ohr Bedrängten leiht!

Verherrliche du stäts mein Leben
Im Hüttchen oder im Pallast,
Durch das Verlangen gern zu geben,
Drükt mich der Armuth schwere Last.
Doch wie? Selbst Armuth kann nicht hindern
Den, der dich liebet, wohlzuthun,
Weil Schäzze, ewig nicht zu mindern,
In seinem edlen Herzen ruh'n.

Der sterbe, dessen Aug' nie weinte,
Deß Herz nicht Jemand liebet hier!
Verzweiflung strafe falsche Freunde! —
Doch, welch ein Zorn erglüht in mir?
Sind das die Wünsche, die dich ehren?
Nein, göttliche Wohlthätigkeit. —
Ach, Pein genug, daß sie entbehren
Die Wonne deß, der dir sich weiht!

Dein Trost-Gefühl ergieß' Entzükken
In mein dich ewig liebend Herz!
Du zeigest Wonne Thränen-Blikken
Und mischest Wollust in den Schmerz.
Du machest süß den Schlaf, und labend
Und heiter des Erwachens Blik.
Die gute That, gethan am Abend,
Ist auch des andern Morgens Glük.

J. D. W. Seel.

Rüge

der erheblichsten Drukfehler in den zwei ersten Bändchen der Einsiedlerinn.

Im dritten Hefte.

Seite 200. Zeile 1. lese man: verzerrte statt verzehrte.
S. 239. Z. 22. — Bodmers — Bodners.
S. 260. Z. 1. — erreicht — errathen.
S. — Z. 2. — verliere — verlor.

Im vierten Hefte.

S. 62. Z. 9. — zu Rande — zu Stande.
S. 73. Z. 7. — verhallen — erhallen.

Im fünften Hefte.

S. 132. Z. 5. — ihre guten Eigenschaften — ihre Eigenschaften.
S. 183. Die 13. Zeile: Ohne Platonismus gehört gar nicht dahinein, sondern hätte als Note zu der vorhergehenden Zeile unter den Text gesezt werden sollen. Man kann füglich diese 13te Zeile ganz wegstreichen.

Die übrigen Drukfehler, woran die Entfernung der Herausgeberinn vom Drukorte Schuld ist, werden ohne Mühe verbessert werden können, da sie den Sinn nicht so sehr entstellen. Man wird in Zukunft sorgfältiger darauf Acht haben.





